

Dämonische Erbschaft

von Roland Rosenbauer

ISBN:

©opyright 2001 by
readersplanet



Viele weitere deutschsprachige ebooks aus den Bereichen Science Fiction, Erotik, Krimi,
Western, Action, Horror, Fantasy, Jugend- und Sachbuch finden Sie im Internet unter
www.readersplanet.de

Raymond Sorenteau fürchtete sich vor dem Tod. Er spürte, wie sein Herzschlag sich verlangsamte und aussetzte!

Verzweifelt verkrampte der Mann die Hände über der Brust, aber es hatte keinen Sinn. Die unsichtbare Macht war zu stark.

Fahl drang das Mondlicht durch die Fenster. Die almodischen Möbel warfen bizarre Schatten auf Wände und Fußboden.

Klagend schrie irgendwo ein Käuzchen.

Raymond Sorenteau setzte sich auf. Mit vor Angst geweiteten Augen starre er in die Dunkelheit, aber er sah nur die Schatten und Konturen seiner teuren Antiquitäten.

Sein Blick fiel auf die Leuchtziffern des Weckers, dessen lautes Ticken als einziges Geräusch zu vernehmen war.

Mitternacht - Geisterstunde!

Sorenteaus Lippen vibrierten. Schon wieder war er Punkt Mitternacht erwacht - wie in all den Nächten zuvor.

Aber warum?

Er wußte keine Antwort auf diese Frage. Sicher war nur, daß er nicht mehr einschlief. Es war zum Verzweifeln.

Müde schlug er die Decke zur Seite und setzte sich an den Rand des Bettes. Sollte er Queneau rufen? Unschlüssig brütete er über diesem Einfall und schob ihn schließlich beiseite. Nein, er würde Queneau nicht benachrichtigen, sonst mußte er nur unangenehme Fragen beantworten.

Krampfhaft versuchte Raymond Sorenteau nicht an seinen Traum zu denken. Mühsam gelang es ihm, die Erinnerung daran zu verdrängen. Mit der Furcht schwand auch bald der unheimliche Druck auf seine Brust.

Raymond Sorenteau war zweiundneunzig und trotz seines hohen Alters rüstig und zäh. Er besaß noch immer jenen festen Überlebenswillen, den er in Jahrzehnten ausgeprägt hatte. Als Inhaber mehrerer gutgehender Kreditbüros mußte man schließlich hart sein.

Er lächelte boshart und wollte sich von den seltsamen Träumen nicht länger beeindrucken lassen. Immerhin beschäftigte er fünf tüchtige Leibwächter und zwei zuverlässige Diener. Sein Haus glich einer Festung. Jeder, der es auf Sorenteaus Vermögen abgesehen hatte, müßte mit Helfershelfern aufmarschieren, um gewaltsam eindringen zu können.

Der alte Mann spürte, daß er sich beruhigte. Er schloß die Augen und strich langsam über die Stirn. Sie war eiskalt.

Unvermittelt zuckte er zusammen. Was war das für ein Geräusch?

Es war, als würden gewaltige Kräfte Glas zerreiben. Ein Schauer rann über Sorenteaus Rücken. Seine Augen versuchten die Schatten zu durchdringen, doch sie vermochten nichts zu erkennen. Aber da war etwas!

Als der Mann die Stimme vernahm, fühlte er die Anwesenheit eines fremden Wesens.

»Raymond Sorenteau! Deine Zeit ist gekommen! Ich komme, um dich zu holen!« Die geisterhafte Stimme klang durch den Raum. - Erst jetzt erkannte der Alte, wer gesprochen hatte. Es war die Stimme aus seinen Träumen...

»Nein!« murmelte er, und seine Stimme versagte ihm den Dienst. Seine schmale Hand tastete nach dem Lichtschalter.

»Zu spät, Raymond Sorenteau! Deine Zeit ist um. Ich muß dich holen, es gibt keinen Ausweg! Ein großer Plan muß sich erfüllen! Sei stark, Raymond Sorenteau - nach dem, was du in den vergangenen Nächten durchgemacht hast, dürfte das nicht schwer sein!«

Sorenteaus Herz verkrampfte sich. »Ich - ich verstehe nicht«, stammelte er nervös. »Was für ein großer Plan soll da gemeint sein? Ich - ich weiß doch gar nichts...«

»Das ist auch gar nicht nötig, Raymond Sorenteau«, erklang wieder spöttisch die Stimme aus dem Nichts.

Raymond Sorenteau schüttelte den Kopf. »Nein, das - das kann man mit mir doch nicht machen! Gnade!«

Ein hartes Lachen verhallte im Raum. »Duforderst Gnade, Raymond Sorenteau? Hast du jemals Gnade walten lassen, wenn dich einer deiner Kunden anflehte, einen ausstehenden Betrag um einige Wochen zu stunden, weil er die Rückzahlungsrate momentan nicht aufbringen konnte? «

»Ich werde alles wiedergutmachen«, erwiederte der Alte hastig. »Ich mache, was von mir verlangt wird! Alles!«

»Ich bin nicht bestechlich!« Erneut klang das geisterhafte Lachen durch den Raum. »Jenem, der mich aus jahrhundertelangem Schlaf geweckt hat, bin ich treu ergeben, nur ihm! Aus diesem Grund trage ich dafür Sorge, daß der große Plan meines Meisters gelingt!«

Raymond Sorenteau wußte, daß er verloren war. In seinen Ohren rauschte das Blut. Sein Herz pochte unregelmäßig.

Ein gurgelnder Schrei löste sich aus seiner Kehle. Aber niemand schien diesen Laut zu hören.

»Wenn ich schon sterben muß«, keuchte er, »dann will ich wenigstens wissen, wer dein Meister ist. Sag' es mir - bitte .«

Der Alte spürte neben sich eine leichte Bewegung, aber er konnte nichts sehen, obwohl er den Kopf sofort zur Seite drehte.

»Diesen Wunsch werde ich dir erfüllen«, raunte die Stimme plötzlich dicht an seinem Ohr. »So höre!« Der Unheimliche wisperte einen Namen.

»Nein!« Sorenteau fuhr zusammen. »Das kann ich nicht glauben! Das ist unmöglich!« Er bäumte sich auf und schlug wie von Sinnen um sich. »Nicht er! Nein, er nicht!«

Aber Sorenteaus Kräfte ließen rapid nach. Er sank vornüber und stürzte zu Boden. Entsetzt mußte er an den Mann denken, der ihn von diesem überirdischen Geistwesen töten ließ. Stets hatte er die Existenz von Geistern geleugnet. Nie hätte er zu glauben vermocht und gewollt, daß es sie tatsächlich gab. Doch nun...

Das Grauen kam, unsichtbar und unabwendbar, im Auftrag des Mannes, dem er als einzigm in seinem Leben vertraut hatte. Sorenteau konnte es nicht fassen. Wie dumm war er doch gewesen! So viel hatte er falsch gemacht.

Raymond Sorenteau dachte an seinen Neffen Christopher Bourg. Er hatte ihn nie gemocht, und jetzt würde er alles erben... - seine Häuser, die Aktienpakete, den Schmuck und das Geld. Doch der Junge würde sich wundern!

Ein häßliches Lächeln entspannte Raymond Sorenteaus Gesicht. Dann war er tot.

Krampfhaft hielt Christopher Bourg die Augen geschlossen.

Obwohl er erwacht war, wollte er seinen Traum von eben weiterführen, weil er so schön war...

Da hatten ihm hübsche blonde Mädchen zugelächelt. Es war an irgend einem Sonnenstrand an der Cote d'Azur, und der junge Mann hatte überlegt, ob er zu den Oben-ohne-Schönheiten etwas sagen sollte, als ihn dieses unschöne Erwachen aus seiner Gedankenwelt riß.

Etwas kitzelte seine Nase, möglicherweise eine Fliege. Christopher Bourg versuchte dieses unbehagliche Gefühl zu ignorieren. Sein Traum war so real gewesen, und diese knackigen Mädchen auch...

Das Kitzeln an der Nase intensivierte sich. Nun war es beinahe schon nicht mehr auszuhalten. Mit unwilligem Schnaufen trennte sich Christopher endgültig von seinem Traum, ehe er überhaupt richtig interessant werden konnte. Bourg hob die Lider und sah direkt in Annabelle Ribaults Gesicht. Ein hinterhältiges Lächeln umspielte ihre vollen, sinnlichen Lippen.

»Na, du Schürzenjäger, endlich erwacht?« fragte sie und hob triumphierend die Feder, mit der sie ihn gekitzelt hatte.

Christopher grinste und öffnete auch das andere Auge. »Seit wann kannst du Gedanken lesen?« fragte er verwundert. »Denke ich so intensiv, oder gibt es da ein anderes Mittel, das dich befähigt, in meine - äh - intimsten Gedanken einzudringen?« Erwartungsvoll sah er sie an, dabei bemüht, ernst zu bleiben.

Forsch schob sie ihr hübsches Kinn vor und erwiderte seinen Blick. »Du gibst es also zu! Aha! Aber ich will dir deine Frage beantworten. Ich kenne eben deine lebhafte Phantasie. Und wenn du dann im Schlaf so seltsam grinst und dich auch noch ziemlich unruhig von einer Seite auf die andere wälzt, dann weiß ich Bescheid - dazu brauche ich keine Gedankenleserin zu sein.«

»So ist das also«, brummte er.

»Da staunst du, was?«

»Du bist eine Hexe«, murmelte er leise und blickte sie an. »Aber ich liebe Hexen. Kommst du ins Bett?«

»Ich werde mich hüten! - Außerdem, Cheri, zu deiner gefälligen Information: Es ist bereits später Vormittag. Zehn Uhr. Steh endlich auf! Du bist ohnehin schon träge genug.«

»Ich trage?« Mit einer geschmeidigen Bewegung erhob sich Christopher Bourg und ergriff Annabelle. Sie war vierundzwanzig, dunkelhaarig, sympathisch und so heiß, wie er sie liebte. Ihr Gesicht war etwas rundlich, die Backenknochen stark ausgeprägt. Ihre Augen waren groß und unergründlich und standen leicht schräg, die unerhört langen, echten Wimpern paßten gut dazu. Annabelle trug nur ihre ausgewaschenen Jeans und einen knappen BH auf ihren üppigen Brüsten. Christopher mußte sich nicht sonderlich anstrengen, um die Luft knistern zu hören...

»Nun ja, so ganz eingerostet scheinen deine Knochen noch nicht zu sein«, gab Annabelle schließlich zu. »Aber das heißtt überhaupt nichts. Wenn du so weitermachst, dann...«

»Schon gut, schon gut«, meinte Christopher und verdrehte die Augen. »Ich habe verstanden. Ich bin heute an der Reihe mit dem Kaffeekochen, nicht wahr?«

Sie nickte, und in ihren Augen blitzte es. »Bitte stark und schwarz«, sagte sie.

Stöhnend stieg Christopher endgültig aus dem Bett und wankte in Richtung Küche.

Wenig später hörte Annabelle ihn werkeln.

Als er die Kaffeemaschine eingeschaltet hatte, klingelte es. »Ein Wink, des Schicksals«, murmelte er und trat aus der Küche. Er wußte nicht, wie nah dieser Satz der Realität kam. Trotzdem kümmerte er sich noch nicht um die Tür. Mit drei großen Schritten war er bei seiner Freundin und drückte ihr einen Kuß auf den Mund. »Gleich ist der Kaffee fertig«, sagte er gut gelaunt. »Und sämtliche Rechnungen sind bezahlt, demnach kann dieses Klingeln nur etwas Gutes bedeuten.« Er ging zur Tür.

Seltsam blickte ihm Annabelle Ribault nach. »Ich weiß nicht. Ich habe ein ungutes Gefühl, Chris. Ich kann es nicht erklären, aber sei vorsichtig, ja?«

»Ich sagte dir doch: Alles ist erledigt. Wer sollte mir also Böses wollen?«

Christopher Bourg öffnete die Tür und starzte in zwei verschlossene, grimmig blickende Gesichter.

»Sind Sie Christopher Bourg?« fragte einer der beiden Männer mit harter, dunkler Stimme.

»Das kommt ganz darauf an, was Sie von diesem Christopher Bourg wollen«, meinte der junge Mann vorsichtig.

Beinahe synchron zückten die Männer ihre Ausweise und hielten sie ihm vor die Nase. »Morddezernat«, sagte der größere der beiden rauh. »Besser bringen Sie Ihre Scherze zu einem anderen Zeitpunkt an. Also - ich frage noch mal: Sind Sie Monsieur Bourg?«

Chris nickte stumm. »Kommen Sie herein«, sagte er und fühlte einen mächtigen Kloß in seinem Hals.

Annabelles düstere Ahnung bestätigte sich also.

»Ich bin Kommissar André Neville«, stellte der Wortführer sich vor. Er deutete auf seinen Kollegen: »Das ist mein Assistent, Inspekteur Pradonet Gallien. Vermutlich wissen Sie bereits, weshalb wir Sie aufsuchen?«

»Tut mir leid, Monsieur Neville«, erwiederte Chris und zuckte die Schultern. »Ich habe keine Ahnung.«

Die beiden Männer wechselten einen vielsagenden Blick. Dann wandte Neville sich an Chris: »So, Sie haben also keine Ahnung. Dürfen wir uns in Ihrer Wohnung mal ein wenig umsehen?«

»Nur wenn Sie einen Durchsuchungsbefehl haben. Außerdem würde mich der Grund Ihres Besuches interessieren. Seien Sie so freundlich...«

Der Kommissar nickte. Offenbar hatte er diesen Satz erwartet. Er schob sich einen Streifen Kaugummi zwischen die Zähne und fixierte sein Gegenüber. Der junge Mann erwiederte den harten Blick des Polizisten. Schließlich war er sich keiner Schuld bewußt, außerdem ging ihm das arrogante Benehmen des Kommissars langsam auf die Nerven.

André Neville war etwa einszweiundachtzig groß und trug eine Brille auf der Nase, hinter der scharf sezierende Augen hervorzuquellen schienen. Aber die Lachfältchen unter diesen Augen zeigten auch, daß Neville sonst eher humorvoll und gemütlich zu sein schien. Chris wurde fürs erste nicht schlau aus diesem Mann.

Im Gegensatz zu dem Kommissar war sein Kollege Gallien lang und dünn, keine Spur von Bauch, wie der Kommissar ihn mit sich herumschleppte. Galliens Gesicht war gut geschnitten. Die harten grauen Augen und der schmallippige Mund verrieten, daß der Mann alles andere als ein Gemütsmensch war und man ihn nicht unterschätzen durfte.

Inspekteur Gallien brach das Schweigen. »Sie wissen also tatsächlich noch nicht, daß Ihr Onkel in der vergangenen Nacht gestorben ist?« Die Skepsis in der Stimme des Hageren war unüberhörbar.

»Er ist tot? - Onkel Raymond?« Verblüfft starnte Chris den Inspekteur an. »Wie - wie ist er gestorben? Ich - ich meine, wie ist es passiert? «

»Alles deutet darauf hin, daß er einem Herzschlag erlag.«

»Und weshalb sind Sie beide dann im Spiel? Immerhin ist es doch ungewöhnlich, daß der einzige Angehörige eines jüngst verstorbenen, sehr reichen Mannes von zwei Beamten des Morddezernats von dieser traurigen Tatsache benachrichtigt wird.«

Genüßlich kaute Neville auf seinem Kaugummi. »Da haben Sie natürlich recht, Monsieur Bourg. Aber da es sich bei diesem Todesfall um eine ziemlich seltsame Geschichte handelt, mußten wir uns einschalten.« Er unterbrach sich, um seine Worte wirken zu lassen und fuhr dann fort: »Ihr Onkel ist tot. Alles deutet darauf hin, daß er eines natürlichen Todes starb. Und doch gibt es da ein paar Anhaltspunkte...«

Ein gewisser Monsieur Queneau, der bei Ihrem Onkel als Leibwächter beschäftigt war, erzählte uns einige interessante Tatsachen. In den letzten Tagen seines Lebens war Ihr Onkel sehr seltsam. Monsieur Queneau vermutet, daß er erpreßt wurde. Jedenfalls gab es Anzeichen dafür, und dann erzählte er uns auch von Ihrem - hm - seltsamen Verhältnis zu Ihrem Onkel... Daraufhin kombinierten wir eben. Sicher verstehen Sie das. Schließlich ist es unsere Pflicht.«

»Damit wollen Sie doch nicht sagen, daß Sie gekommen sind, nur weil Sie glauben, ich hätte etwas mit dem Tod meines Onkels zu tun?« Chris spürte, wie der Ärger in ihm hochstieg.

»Wir wollten nur mit Ihnen reden«, schwächte Inspekteur Gallien vorsichtig ab.

»Und sich ein bißchen in meiner Wohnung umsehen - ohne Durchsuchungsbefehl«, konkretisierte Bourg ungehalten. »Hören Sie, ich habe mit dem Tod meines Onkels nichts zu tun, rein gar nichts. Gestern nacht war ich zu Hause. Außerdem war ich nicht allein. Wie also hätte ich meinen Onkel beseitigen sollen? Ich bin kein Zauberer, mon Commissaire...«

»Aha«, nickte Kommissar Neville. »Natürlich ist es erfreulich, daß Sie uns einen Zeugen nennen können. Natürlich dürfte Ihnen das viele Unannehmlichkeiten ersparen.«

»Sie verdächtigen mich also tatsächlich«, stellte Chris verständnislos fest. »Aber das ist doch Schwachsinn! Hören Sie, mon Commissaire, mit der Sache habe ich nichts zu tun! Selbst wenn mein Onkel eines unnatürlichen Todes gestorben wäre, mir erwüchse daraus keinerlei Vorteil. Mein Onkel mochte mich nicht besonders. Er enterbte mich schon vor neun Jahren.«

André Neville zog eine Augenbraue in die Höhe. »Da gibt es noch etwas, das Sie offenbar nicht wissen«, begann er mit Bedacht. »Ihr Onkel... Nun, wie wir von Ihrem Rechtsanwalt erfuhren, hat er Sie zum alleinigen Erben seines gesamten Vermögens ernannt. Seltsamerweise geschah das nur wenige Tage vor seinem plötzlichen Tod!«

Christopher Bourg merkte, daß er gleich umkippen würde, wenn er sich nicht schnell hinsetzte. Er schüttelte den Kopf, als wolle er die momentane Schwäche vertreiben. »Das kann nicht wahr sein«, krächzte er rauh. »Onkel Raymond verzieh mir nie, daß ich ihm damals davongelaufen bin... Nein, es ist unmöglich, daß er mich in seinem Testament bedacht hat.« Offen sah er die beiden Polizisten an.

»Sehen Sie, wir dachten uns auch, daß das alles sehr seltsam ist. Monsieur Queneau spricht davon, daß Monsieur Sorenteau wenige Tage vor seinem Tod erpreßt worden sein könnte. Vom Anwalt des Verstorbenen erfahren wir, daß wenige Tage vor seinem Tod das Testament geändert wurde - ausgerechnet zu Ihrem Vorteil! Monsieur Bourg, wir wissen, daß Ihr Onkel Sie haßte. Und ausgerechnet Ihnen vererbt er nun alles! Begreifen Sie nun, daß wir mit Ihnen sprechen mußten? «

Christopher nickte.

In diesem Augenblick betrat Annabelle das Wohnzimmer. Die Beamten blickten flüchtig auf. In Inspekteur Galliens Augen blitzte es sekundenlang interessiert, und Chris konnte den Mann nur zu gut verstehen. Annabelle war gewiß kein alltägliches Mädchen.

Lediglich Commissaire Neville schien unbeeindruckt. Seinem Gesicht war nicht die kleinste Regung anzumerken. Lässig schob der untersetzte Mann den Kaugummi auf die andere Seite im Mund, dann stellte er fest: »Sie sind vermutlich die Dame, die bestätigen kann, daß Monsieur Bourg gestern Nacht nicht allein war?«

Annabelle nickte. »Das kann ich und werde mich noch sehr lange an die gestrige Nacht erinnern. Aber das wird Sie im einzelnen wohl nicht so interessieren, nehme ich an.«

»Hm. Ah - nein.« Für eine Sekunde war André Neville unsicher geworden. Jedoch fing er sich sofort wieder. »Nun gut, ich notiere mir Ihren Namen und Ihre Personalien und erwähne Ihre Aussage in meinem Bericht.«

Annabelle nickte beiläufig. »Das können Sie gern tun, mon Commissaire. Ich hörte, was Sie Chris vorwerfen. Es ist - wie er bereits sagte - purer Unsinn! Chris hat seinen Onkel seit Jahren nicht gesehen, und das war wohl auch gut so.«

Hierauf erwiderte der Kommissar nichts. Geschäftig notierte er sich etwas in ein kleines rotes Notizbuch.

»Mein Name ist Annabelle Ribault, ich bin vierundzwanzig Jahre alt, und meine Maße sind...«

»Schon gut, Mademoiselle Ribault, so genau wollen wir das gar nicht wissen«, wehrte Neville mit verlegenem Grinsen ab. »Sie wohnen bei Monsieur Bourg?«

Annabelle nickte. »Ich wohne hier und teile sozusagen Tisch und Bett mit ihm.«

»Da hören Sie es«, brachte Chris sich in Erinnerung. »Sie haben sich den falschen Schuldigen ausgesucht. Vielleicht gibt es überhaupt keinen. Mein Onkel war zweiundneunzig Jahre alt, wenn ich mich nicht irre.«

»Sie irren sich nicht, Monsieur Bourg«, erwiderte der Kommissar knapp und räusperte sich. »Auf jeden Fall werden wir die Angelegenheit weiter untersuchen. Wir haben unsere Anordnungen, Sie verstehen... Und wir werden Sie im Auge behalten Monsieur Bourg. Sollte es einen dunklen Fleck auf Ihrer Weste geben, so werden wir ihn entdecken, und dann werden wir...«

»Wenn Sie mir drohen wollen, Kommissar, dann sehe ich mich gezwungen, meinen Anwalt anzurufen. Ich bin kein Heiliger, und gelegentlich fluche ich auch, aber ich bin kein Mörder! Nehmen Sie das bitte zur Kenntnis!«

André Neville nickte. »Okay, Monsieur Bourg. Vielleicht irren wir uns tatsächlich. Sollte sich das herausstellen, so werden wir uns bei Ihnen entschuldigen. Aber erst dann.« Er nickte seinem Assistenten knapp zu, ohne Chris und Annabelle aus den Augen zu lassen. »Gehen wir, Gallien«, sagte er, ohne daß sich seine Lippen sonderlich bewegten.

Wortlos folgte Pradonet Gallien seinem Chef, die Hände in den Taschen seines Regenmantels vergraben. Chris ging, nachdem er Annabelle einen kurzen Blick zugeworfen hatte, ebenfalls zur Tür.

»Ich darf Sie bitten, vorläufig die Stadt nicht zu verlassen, Monsieur Bourg. Wahrscheinlich werden sich Rückfragen ergeben, um den Verlauf der Entwicklung zu beschleunigen.« Kommissar André Neville hob seine Schultern. »Aber vermutlich hatten Sie ohnehin nicht vor, zu verschwinden. Immerhin dürfte sich in den nächsten Tagen der Anwalt Ihres Onkels mit Ihnen in Verbindung setzen wollen.«

Chris preßte die Lippen zusammen. Eine scharfe Erwiderung lag auf seiner Zunge, aber er beherrschte sich, so schwer ihm das auch fiel. Nein, er würde diesem Mann nicht auf den Leim kriechen. Er war unschuldig, auch wenn Neville das nicht glauben mochte . .

Der Mann starnte in die heller flackernde Flamme der schwarzen Kerze. Gleichzeitig bemerkte er die Anwesenheit seines treuen Dieners.

Hastig murmelte er die magische Formel, die es ihm ermöglichte, Gewalt über den Diener zu erlangen. Gleichzeitig schien es in dem Raum kälter zu werden. Das unerklärlich Fremde, Nichtirdische des Dieners bewirkte dies.

»Ich kehre wieder, Herr«, erklang die Stimme des Geistwesens. »Ich erfüllte deinen Auftrag zu deiner Zufriedenheit. Raymond Sorenteau weilt nicht mehr im Diesseits! «

Der Mann nickte und hob die Hände zu einer beschwörenden Geste über die Flamme der schwarzen Kerze. »Ich bin mit dir zufrieden, Arzawan. Allerdings war ich auch in Sorge. Weshalb kehrst du erst jetzt wieder? Ich erwartete dich viel früher. Antwort mir!«

»Meine Kräfte, Herr. Sie konnten sich noch nicht vollkommen stabilisieren. Die Existenz im Diesseits zehrt an meinen Kräften. Teilweise neutralisiert sie sie sogar, Herr. Dies kann ich nicht verhindern. Es schwächt mich.«

»Das will ich dir glauben, Arzawan. Enttäusche mein Vertrauen nicht. Es wäre dein Untergang, wolltest du mich hintergehen.«

Schallend lachte der Diener. »Dein Vertrauen in mich wird nicht enttäuscht werden, Herr. Ich bin dein Wesen, ich bin dein dankbarer Diener.«

»Du wirst es nicht bereuen, Arzawan, das verspreche ich dir. Wir können viel erreichen, wenn wir gemeinsam kämpfen, du für die Sache der Jenseitigen und ich für meine Sache!« Der Mann, der das Geistwesen aus seinem totenähnlichen Schlaf erweckt und beschworen hatte, lächelte dünn. Seine unergründlichen, mitleidlosen Augen zogen sich zu schmalen Schlitzten zusammen. »Zieh' dich nun zurück, Arzawan«, befahl er. »Sammle all deine Kräfte, denn schon bald werden wir darüber verfügen müssen.«

»Ich höre und gehorche, Herr«, antwortete das körperlose Wesen.

Erleichtert atmete der Mann auf und ließ seine Hände sinken. Er lauschte in die Dunkelheit des Raumes, den er tief unter seinem Haus eingerichtet hatte. Nach einer Weile nickte er. Arzawan hatte sich in die jenseitige Sphäre zurückgezogen. Die Temperatur im Raum stieg merklich an.

Der Mann konzentrierte sich auf eine Bannformel, die bewirkte, daß Arzawan nicht im Diesseits rematerialisieren konnte. Er mußte dabei vorsichtig sein, denn er wußte, daß er mit dem Tod spielte. Von Anfang an hatte er das gewußt, seit jenem Tag vor fünf Jahren, da er von einem geschäftstüchtigen Antiquitätenhändler das Buch mit den magischen Beschwörungen untoter Geister erstanden hatte. Nach jahrelangem Studium dieses Buches war es ihm gelungen, die Beschwörungen zu entschlüsseln und anzuwenden. Er hatte nicht gezögert, seinen furchtbaren Plan, an dem er schon lange gebrütet hatte, zu realisieren.

Brutal drückte er die Flamme der schwarzen Kerze aus, erhob sich und schritt durch die Dunkelheit zur Tür.

Fauchend öffnete sich der Lift. Christopher Bourg und Annabelle Ribault traten auf den Flur der dritten Etage. Hier hatte Raymond Sorenteaus Rechtsanwalt, Doktor La Gotte, sein Büro. Gedämpft drang der Lärm der Hauptstraße herauf. Das Stadtzentrum von Brest war in der Nähe. Der Verkehrslärm wies darauf hin.

Wie Kommissar Neville vorausgesagt hatte, hatte noch am gleichen Tag Pierre La Gotte angerufen und Chris über den plötzlichen Tod seines Onkels informiert. La Gotte hatte ihm einen Termin vorgeschlagen, damit die Hinterlassenschaft geregelt werden konnte.

Das war vor einer Woche gewesen. Nun waren sie hier, und Christopher Bourg war neugierig, den Anwalt kennenzulernen.

Am Telefon hatte Pierre La Gotte einen sympathischen Eindruck hinterlassen - jedenfalls schien er nichts von überflüssigen Formalitäten zu halten, und allein das war schon ein Pluspunkt.

Chris strich eine Haarsträhne aus der Stirn und räusperte sich, aber auch damit verjagte er seine Unsicherheit nicht.

Sie steckte tief verwurzelt in ihm und war allgegenwärtig. Außer dieser Unruhe war da aber noch etwas anderes... - etwas, das er noch nicht hatte analysieren können. In den letzten sieben Nächten hatte er ziemlich schlecht geschlafen. Oft wachte er mitten in der Nacht auf, schweißgebadet und dennoch frierend. Er hatte seltsame, flüsternde Stimmen gehört, ohne verstehen zu können, was sie sagten. Es war unheimlich gewesen und hatte an seinen Nerven gezerrt.

Natürlich hatte er auch mit Annabelle über dieses Problem gesprochen, und sie hatte versucht, mit ihm zusammen wach zu bleiben, aber es war ihr nicht gelungen. So war Chris doch mit seinen Gedanken allein geblieben.

Die Sekretärin des Anwalts kam ihnen entgegen, ein hübsches junges Mädchen mit feuerrotem, ungebändigtem Haar.

Als Annabelle Chris' Blicke bemerkte, die er dem Mädchen zuwarf, gab sie ihm einen unsanften Hieb gegen das Schienbein.

Benommen sah er sie an. »Du gönnst mir aber auch gar keine Entspannung«, meinte er. »Da nehmen mich diese verflixten Alpträume schon so mit, und du . . .«

»Du kannst dich bei mir entspannen, Cheri«, erwiderte Annabelle mit honigsüßer Stimme. »Oder ist das zuviel verlangt? Ich meine, wenn du meiner überdrüssig bist, dann brauchst du es nur zu sagen, und ich werde meine Konsequenzen ziehen. Hier in Brest gibt es genügend nette Männer...«

»Schon gut, Annabelle«, unterbrach er sie hastig. »Wenn du so eifersüchtig über meine Tugend wachst, kann ich ja nur noch treu sein...«

»Ich - eifersüchtig?« explodierte Annabelle. Entgeistert starzte sie Chris an.

»Sie sind Monsieur Bourg?« fragte in diesem Augenblick die Sekretärin freundlich. Ihre grünschillernden Augen schienen ein Meer zu sein, wie geschaffen dafür, daß Männer sich in ihnen ertränkten. .

»Genau der bin ich«, nickte Chris und zeigte auf Annabelle. »Und das ist meine Gefährtin Annabelle Ribault. Wir sind angemeldet.«

»Monsieur La Gotte erwartet Sie bereits«, erklärte die Sekretärin.

Annabelle warf Chris einen empörten Blick zu. Für sie war die Diskussion noch nicht beendet, es würde demnächst eine Fortsetzung geben.

Chris grinste innerlich. Gerade weil Annabelle so explosiv war, liebte er sie. Explosiv und doch so anschmiegsm, korrigierte er. Sie folgten der Sekretärin ins Büro des Anwalts.

Dr. La Gotte erhob sich. Rasch kam er hinter dem Schreibtisch vor, auf dem Akten, Notizen und Gesetzestexte lagen. Er drückte den jungen Leuten die Hände und bot ihnen Plätze an.

Unauffällig musterte Chris den Anwalt. La Gotte war ein gutaussehender Mann, der so sympathisch wirkte, wie Chris es sich schon nach dem Anruf vorgestellt hatte. Der Anwalt war groß, schlank und dennoch muskulös. Es war ihm anzusehen, daß er regelmäßig Sport trieb, um fit zu bleiben. Sein Haar war kurz geschnitten, die hellblauen Augen lagen hinter einer schmucklos silbernen Brille und blickten durchdringend.

Der Anwalt setzte sich wieder hinter seinen Schreibtisch und schlug eine Akte auf. In diesem Augenblick fielen Chris die feingliedrigen Finger des Mannes auf, die so gar nicht zu seiner Gesamterscheinung passen wollten.

»Beginnen wir also«, sagte der Jurist und lächelte. »Sicher sind Sie schon gespannt auf die Überraschungen, die das Testament für Sie bereithält. Und ich kann Ihnen versichern, daß es Überraschungen geben wird! Monsieur Sorenteau war fürwahr ein eigenwilliger Mensch.. .«

»Das war er«, versetzte Chris trocken.

Der Anwalt nickte und rückte seine Brille zurecht. Dann begann er zu lesen - es handelte sich um die üblichen einleitenden Worte und Verfügungen, sowie die Versicherung, daß Monsieur Raymond Sorenteau im Vollbesitz seiner geistigen und körperlichen Kräfte gewesen sei, als er dieses Testament verfaßte. An dieser Stelle angekommen, stutzte Dr. La Gotte. Stumm überflog er die folgenden Zeilen, dann schüttelte er den Kopf und musterte Christopher Bourg. »Seltsam«, bemerkte er.

»Was ist seltsam?« Ein flaues Gefühl machte sich plötzlich in Christophers Magen breit. Er ahnte, daß nun etwas kam, das ihm nicht gefallen würde.

»Ich werde es Ihnen vorlesen«, sagte der Anwalt. Er räusperte sich und las weiter: »Als alleinigen Erben meines weiter unten näher bezeichneten Gesamtvermögens setze ich meinen Neffen Christopher Bourg ein. Jedoch verknüpfe ich hiermit eine Bedingung: Christopher Bourg ist erst erbberechtigt, nachdem er einen vollen Monat in meinem Haus auf der Ille d'Vengeance verbracht hat. Diese meine Bedingung ist absolut. Wird sie von meinem Neffen nicht erfüllt oder lehnt er es ab, sie auszuführen, so fällt mein Gesamtvermögen an die in der Anlage dieses Schreibens genannten Personen und Institutionen. Dennoch vermute ich, daß Christopher diesen letzten Willen zu meiner Zufriedenheit erfüllt. Sollte es ihm tatsächlich gelingen, einen vollen Monat in meinem Haus auf der Ille d'Vengeance zu verbringen, soll er in den Genuß meines Reichtums kommen.« Nachdem der Anwalt alles vorgelesen hatte, lehnte er sich in seinen Sessel zurück und musterte Chris. »Ich muß Sie jetzt fragen, Monsieur Bourg, ob Sie bereit sind, dieses Erbe anzutreten?«

Der junge Mann antwortete nicht sofort, fischte ein Päckchen Zigaretten aus der Hosentasche, nahm ein Stäbchen heraus und zündete es umständlich an.

Nachdem er inhaliert hatte, schüttelte er den Kopf. »Ich benötige einige Tage, um mir das durch den Kopf gehen zu lassen, Monsieur La Gotte. Verstehen Sie mich recht, wenn ich dieses Erbe antreten soll, dann tue ich es nicht des Geldes wegen. Ich bin nicht so wohlhabend, wie mein Onkel es war, aber dennoch verdiene ich genug, um leben zu können. Außerdem bin ich nicht sehr anspruchsvoll. Und an dem Geld meines Onkels... - Nun, ich weiß nicht, womit er sein Geld verdient hat«, schwächte er ab.

»Sie sind Fotograf?« fragte Pierre La Gotte nach einem Blick in Christophers Personalien, die er vorher bereits telefonisch erhalten hatte.

Chris nickte.

Annabelle brachte sich in Erinnerung. »Ille d'Vengeance«, murmelte sie gedankenvoll. »Die Insel der Rache! Wenn das nichts zu bedeuten hat...«

»Wie gesagt, mein Onkel mochte mich nicht. Und nun dieses obskure Testament...« Chris drückte die Zigarette im Kristallascher aus. »Lassen Sie mir die Bedenkzeit, Monsieur?«

Der Rechtsanwalt nickte. »Natürlich. Allerdings möchte ich Sie um eine rasche Entscheidung bitten. Immerhin geht es um ein beträchtliches Vermögen: Bargeld, Aktien, Schmuck und Immobilien. Und wenn Sie es ablehnen sollten, die Bedingungen Ihres Onkels zu erfüllen, dann fällt dieses Vermögen an die in der Anlage genannten Personen und Vereinigungen. Natürlich ist eine schnelle Abwicklung der Sache auch in deren Interesse wichtig.«

»In Ordnung, Monsieur La Gotte. In drei Tagen werde ich Sie anrufen und Ihnen meine Entscheidung mitteilen. Sind Sie damit einverstanden?«

Der Anwalt nickte. »Einverstanden.«

In den folgenden beiden Nächten lag Chris' Stimmung weit unter dem Nullpunkt, flüsternde Stimmen und sich bewegende Schatten störten ihn. Tief lagen seine Augen in den Höhlen, waren rotgerändert und brannten. Dieses seltsame Testament seines Onkels Raymond ging ihm nicht mehr aus dem Kopf. Aus diesem Grund konnte er nicht mehr schlafen. Natürlich auch nicht wegen jener flüsternden Stimmen...

Etwas in ihm warnte davor, das Testament zu akzeptieren. Aber gleichzeitig war da die andere, mächtigere Stimme, die ihn förmlich zu einer Annahme des Vermächtnisses drängte.

Wachtraum oder Wirklichkeit?

Christopher Bourg wußte es nicht, und Annabelle, die von all diesen Dingen nichts mitbekam, so sehr sie sich auch bemühte, sah ihren Geliebten hin und wieder nachdenklich an.

Chris erhob sich in der Dunkelheit und ging zum Fenster. Er schob den Vorhang beiseite und blickte hinaus. Erste Lichtstrahlen tasteten über die Dächer der Innenstadt. Leichter Nebel wogte durch die Straßen. In der Ferne rauschte der Atlantik. Bis auf die ständige Beleuchtung des Hafens waren in Brest die meisten Lichter erloschen.

Heute mußte seine Entscheidung fallen.

Chris rieb sich sein unrasiertes Kinn. Ein kratzendes Geräusch entstand. Er wandte sich vom Fenster ab und ging zum Bett zurück.

Gleichzeitig zuckte er wie unter einem Faustschlag zusammen. Da war sie wieder... diese Stimme!

Eindringlich und doch seltsam schmeichelnd erklangen die Worte: »Du mußt den letzten Willen deines Onkels erfüllen... Du mußt! Du gehörst zur Ille d'Vengeance... Dort wirst du die Erfüllung deines Lebens finden. Du wirst dort sehr glücklich sein, Christopher Bourg... Glücklich... Glücklich.«

Chris' Kopf dröhnte. Bilder tanzten vor seinen weit aufgerissenen Augen. Die Umrisse von Annabelles Körper verschwanden endgültig in der Finsternis und verzerrten sich im Halbdunkeln wie in einem Zerrspiegel.

»Nein!« schrie Chris. »Nein!«

Annabelle fuhr hoch, verwirrt und erschrocken. Verständnislos blickte sie ihn an.

»Was ist denn? Wieder deine Alpträume?«

Chris nickte, während er sich zur Konzentration zwang. Langsam konnte er wieder normal sehen. Dennoch war die Stimme nach wie vor in ihm: »Akzeptiere die Bedingung deines Onkels! Akzeptiere, Christopher Bourg! Akzeptiere! Komm zur Ille d'Vengeance!«

»Hörst du auch diese verdammte Stimme?« fragte er heiser.

Bedauernd schüttelte das Mädchen den Kopf. »Tut mir leid, Cheri. Aber ich kann nichts hören... Ich höre wirklich nichts. «

»Aber du mußt diese verfluchte Stimme doch hören!« Chris preßte beide Hände gegen die Ohren.

Annabelle kam zu ihm und legte ihre Arme um seinen Hals. »Chris, hör doch! Vielleicht bildest du dir das alles nur ein?« Ihre Stimme klang weich und sanft. »Es - es könnte doch möglich sein, nicht wahr?«

Christopher Bourg antwortete nicht gleich. Verwirrt stellte er fest, daß die Stimme in seinem Kopf verstummte. So plötzlich wie sie gekommen waren, ebbten die Schmerzen ab. Bildete er sich am Ende wirklich alles nur ein?

Nein, entschied er, und das sagte er auch Annabelle. »Ich weiß, daß ich diese Stimme höre, Ann. Ich bin nicht übergeschnappt, wenn du das meinst. Verdammt, du mußt mir glauben... «

Sie nickte. »Du wirst das Testament akzeptieren?« erkundigte sie sich übergangslos.

Chris zögerte nur kurz. »Ja, ich denke, daß ich es annehmen werde, inklusive dieser geheimnisvollen, unverständlichen Bedingung. Vielleicht finde ich dort eine brauchbare Spur.«

»Von welcher Spur sprichst du?«

Er lachte bitter. »Von einer Spur jenes Wesens, dem es gelingt, mit mir zu sprechen, ohne daß du etwas davon mitbekommst.«

»Das hört sich aber reichlich komisch an«, meinte Annabelle und zwinkerte ihm verschwörerisch zu. »Laß das nur nicht deinen speziellen Freund, diesen Kommissar Neville, hören, sonst nimmt er dich als gefährlichen Irren sofort in Polizeigewahrsam.«

»Meinst du?«

»Natürlich meine ich das«, antwortete sie todernst. Aber dann mußte sie doch lächeln.

Als Christopher Bourg seinen Entschluß gefaßt hatte, fühlte er sich bedeutend besser. Er war ein Mann der Tat, und als solcher haßte er nichts mehr, als herumzusitzen und auf ein Wunder zu warten.

Kurz nach acht Uhr rief er den Anwalt an. »Bonjour, Monsieur La Gotte«, meldete er sich knapp, als auf der anderen Seite abgenommen wurde.

»Ah, Monsieur Bourg, ich hätte Ihren Anruf nicht so früh erwartet. Aber je früher desto besser. Nun, wie haben Sie sich entschieden?«

Deutlich war die Spannung in der Stimme des Rechtsanwaltes zu hören. Chris fragte sich insgeheim, weshalb sich La Gotte wohl derart engagierte.

»Ich werde das Erbe meines Onkels antreten«, erklärte Christopher Bourg. »Ich begebe mich auf die Ille d' Vengeance, in das Haus meines verstorbenen Onkels und werde dort einen vollen Monat leben. In Ordnung, Monsieur La Gotte?«

»Natürlich«, beeilte sich der Jurist zu sagen. »Ich lasse einen entsprechenden Vermerk in den Akten anbringen. Ah - wann wollen Sie aufbrechen? Ich frage nur der Ordnung halber, da ich Sie begleiten muß, als Zeuge sozusagen.«

Chris brauchte nicht lange zu überlegen. »Ich will so früh wie möglich aufbrechen. Gleich morgen, denke ich.«

Pierre La Gotte antwortete nicht gleich, offenbar machte er sich einige Notizen. »Also gut, Monsieur Bourg. Dann schlage ich vor, daß wir uns um sechs Uhr bei den Docks treffen.«

»Gut, Monsieur La Gotte«, willigte Chris ein.

»Noch etwas. Sie brauchen sich weder um Verpflegung, noch sonst um Nebensächlichkeiten zu kümmern. Auf der Ille d'Vengeance wird für alles gesorgt sein. Das Haus Ihres Onkels

wird von einem tüchtigen Hausmeisterehepaar verwaltet. Noch heute werde ich die Leute von unserer Ankunft in Kenntnis setzen.«

»Prima«, kommentierte Chris. »Sonst noch etwas, Monsieur La Gotte?«

»Das wäre vorläufig alles. Alles Weitere können wir auf dem Weg zur Insel besprechen. Bis morgen, Monsieur Bourg! «

»Bis Morgen«, erwiderte Chris und legte auf. Ein paar Minuten starre er scheinbar geistesabwesend auf das Telefon, dann wählte er eine andere Nummer. Der Anschluß gehörte Albert Poinnot.

Es dauerte eine ganze Weile, bis am anderen Ende abgenommen wurde. Eine griesgrämige Stimme meldete sich dort. »Hier ist das Paradies. Wer begeht um diese nachtschlafende Zeit Einlaß? «

Na warte, dachte Chris. Laut sagte er mit verstellter Stimme: »Guten Morgen, Monsieur! Ich habe die große Ehre, Ihnen im Namen unserer Gesellschaft gratulieren zu dürfen. Sie haben in unserem Preisausschreiben hunderttausend Franc gewonnen! «

Sekundenlang war es still. Dann war Alberts Stimme erneut zu vernehmen: »Würden Sie das bitte wiederholen? «

»Werde ich nicht, du Hochstapler«, versetzte Chris.

»Ach, du bist es nur...« Albert Poinnot fluchte griesgrämig. »Ich glaubte doch tatsächlich, dieser Anruf wäre echt. Was bin ich für ein unverbesserlicher Narr! Nie wieder nehme ich um diese Zeit den Hörer ab!« Er räusperte sich, dann fragte er wesentlich ruhiger: »Na, was willst du denn von mir, eh?«

Chris grinste. »Ich will dich einladen«, erwiderte er ruhig,

»Einladen?«

»Du hast richtig gehört, alter Kampfgefährte«, bestätigte Chris. »Ich habe geerbt.«

»Du nimmst mich doch schon wieder auf den Arm«, explodierte Albert.

»Aber das kannst du mit mir nicht machen, hörst du? Ich werde...«

»Nun komm zurück auf den Teppich, Mann«, unterbrach ihn Chris. »Ich meine es ernst. Ich habe meinen guten alten Onkel Raymond beerbt. Das heißt, ich werde ihn beerben, vorausgesetzt ich erfülle vorher noch eine Bedingung.«

»Und was ist das für eine Bedingung? « fragte Albert lauernd.

»Ich soll einen Monat in seinem Haus auf der Ille d'Vengeance wohnen, das ist alles. Und damit dieser Monat nicht zu langweilig für mich wird, beschloß ich, ein paar liebe Freunde...«

»... und Freundinnen doch hoffentlich auch?« fiel ihm Albert merklich nervös ins Wort. Inzwischen schien er Chris tatsächlich zu glauben. Oder er war nun vollends wach geworden und erinnerte sich seiner Freundin Germaine Leterrier.

»Natürlich auch Freundinnen«, bestätigte Chris lachend. »Also, mein Alter, bist du dabei?«

Albert war noch immer skeptisch. »Du meinst also, daß wir auf dieser komischen Insel nichts weiter tun müssen, als - na ja - als herumsitzen und nichts zu tun?«,

»So ist es. Wir werden einen Monat Robinson spielen, es uns gutgehen lassen und die Sonne genießen. Für Verpflegung, Getränke und alles andere ist - sofern ich dem Anwalt meines Onkels glauben darf - gesorgt, und für unser leibliches Wohl wird ein nettes Hausmeisterpärchen sorgen.«

»Okay. Mann, wenn das so ist, dann bin ich natürlich dabei. Wann starten wir denn zu dieser Robinson-Insel?«

»Morgen früh. Ich hole dich und deine Germaine ab, einverstanden?«

»Du hast es aber mächtig eilig, Freund.« Albert Poinnot lachte. »Gibt es denn so viel zu erben? - Na, das kannst du mir morgen alles beantworten. Wir werden also auf dich warten. Ann kommt doch auch mit, oder?«

»Klar«, erwiderte Chris. »Und Antoine, Yvonne und Francois auch.«

»Na prima. Dann werden wir also eine ziemlich lustige Gesellschaft sein. Das verspricht nett zu werden.«

»Ja«, antwortete Chris und versuchte Überzeugung in seine Stimme zu legen, Was ihm einigermaßen schwer fiel. Plötzlich mußte er daran denken, ob es richtig war, daß er seine Freunde einlud. Brachte er sie nicht in tödliche Gefahr? Aber er verdrängte diesen Gedanken, verabschiedete sich von Albert und legte auf. Dann wählte er die Nummer von Antoine Tryon.

Francois Dutrone fror. In seinem Zimmer schien die Temperatur merklich abzusinken. Verrückt, dachte er, das gibt es doch nicht. Immerhin schien draußen strahlend die Sonne.

Dutronne erhob sich und sah sich um. Da war plötzlich ein seltsames Fluidum im Raum. Prickelnd entstand eine Gänsehaut auf seinem Rücken.

Sein Instinkt signalisierte Gefahr.

Doch Francois achtete nicht darauf. Er war allein im Zimmer. Außerdem: Wer sollte ihm gefährlich werden?

Die Frage war durchaus berechtigt. Francois Dutrone war nämlich das, was man allgemein als einen Muskelmann bezeichnete. Er war einsneunzig groß, hatte breite Schultern und schmale Hüften. Trotz seiner Länge sah er etwas behäbig aus, aber dieser Eindruck täuschte. Francois hatte ein gut geschnittenes, markantes Gesicht. Bisher hatte es ihm nie Schwierigkeiten bereitet, eine Frau zu erobern. Er war nicht nur stark, sondern - was viel wichtiger war - auch außerordentlich intelligent. Sein Hobby war die Parapsychologie, und dieses Hobby nahm Francois ziemlich ernst.

»Du wirst sterben, Francois Dutrone!« donnerte plötzlich eine dumpfe Stimme aus dem Nichts.

Francois zuckte zusammen, wie vom Blitz getroffen. Er wirbelte herum, sein Gesicht verzerrte sich. Plötzlich wußte er, daß er besser die Warnung seines Unterbewußtseins beachtet hätte.

Geisterhaftes Lachen gellte durch den Raum.

Da handelte der junge Mann, hetzte zur Tür, riß sie auf und schnellte über die Schwelle. Gewandt kam er wieder auf die Füße und rannte weiter zur Wohnungstür. Wenn es ihm gelang, diese Wohnung zu verlassen, vielleicht blieb ihm dann noch eine Chance...

Aber das Lachen verfolgte ihn und holte ihn ein. Unvermittelt fühlte sich Francois Dutrone ergriffen. Aber da war kein sichtbarer Gegner - nichts! Dennoch spürte Francois den Zugriff spitz zulaufender Krallen ganz deutlich - überdeutlich!

Der junge Mann spürte seinen Mund trocken werden. Ein teuflisches Würgen war plötzlich in seiner Kehle. Eine unsichtbare Kraft dirigierte ihn zum Fenster.

»Nein, nicht!« schrie Francois und schlug wie von Sinnen um sich. Er ahnte bereits, was in wenigen Sekunden mit ihm geschehen sollte... Der Unsichtbare wollte ihn aus dem Fenster stoßen! Aber warum? Wieso? Er konnte sich keine Antwort auf diese Frage geben.

Aber wenn er schon sterben mußte, dann wollte er sein Leben auch so teuer wie möglich verkaufen. Trotz erwachte in Francois Dutrone. Er biß die Zähne aufeinander und spürte, wie sein nüchterner Verstand wieder zu arbeiten begann. Nur ruhig Blut, Junge, sagte er sich. Vielleicht ist doch noch nicht alles verloren.

Automatisch öffnete sich das Fenster... Ungehemmt brach der Lärm der Großstadt in den Raum.

Noch zwei SchritteNoch ein Schritt...

Francois schloß die Augen. Er mußte sich konzentrieren. Sein Gegner war kein Erdenbürger, das stand fest. Also mußte er ihn mit jenen Waffen bekämpfen, die für Wesen aus dem Geisterreich bestimmt waren. Krampfhaft versuchte er sich an die Bannformel zu erinnern, die er erst vor wenigen Tagen studiert hatte.

Francois Dutrone wurde hochgehoben.

Leicht wie eine Feder schwebte er auf das geöffnete Fenster zu. Ein Windstoß bauschte den Vorhang auf und traf sein erhitztes Gesicht.

»Bharta cum cera ca'thora Ram!« schrie Francois Dutrone. Seine Stimme war hart, völlig emotionslos, die Augen hielt er nach wie vor geschlossen. Er wußte, daß er über dem Fensterbrett schwebte und vor ihm der Abgrund lag. Acht Stockwerke tiefer pulsierte der hektische Verkehr der französischen Hafenstadt.

Ein tierischer Aufschrei war die Antwort auf Francois' beschwörende Worte.

»Ach, du willst mich bekämpfen, Sterblicher! Du wagst es tatsächlich!« gellte es in Dutrones Ohren. Gleichzeitig aber registrierte er, daß der Zugriff um seine Brust schwächer wurde.

Francois merkte, wie sein Herz raste und gegen die Brust hämmerte. Einen winzigen Anfangserfolg hatte er bereits errungen...

Bharta cum cera ca'thora Ram«, murmelte er noch mal. Da verschwand der Zugriff völlig. Mit heiserem Stöhnen ließ Francois das Fensterbrett los, an das er sich geklammert hatte, und fiel zurück in die relative Sicherheit seines Zimmers. Hart kam er auf, aber das war ihm gleichgültig. Er öffnete die Augen und sah sich um. Hatte er den unheimlichen Unsichtbaren verjagen können?

Oder lauerte das Fremde irgendwo in diesem Zimmer auf seine nächste Chance?

Seine Nerven vibrierten. Langsam ging Francois durch seine Wohnung. Nichts geschah. War er wirklich gerettet? Er wollte es nicht glauben. Nur zögernd hörte das Nervenflattern auf. Ruhig atmete er aus. Dann überlegte er seine nächsten Schritte.

Was sollte er jetzt unternehmen? Professor Page anrufen, seinen väterlichen Freund und Hobbykollegen? Eine Sekunde zögerte Francois, aber dann ging er zum Telefon. Die Erkenntnis, daß eine jenseitige Wesenheit versucht hatte, ihn im Auftrag eines diesseitigen Herrn zu ermorden, traf ihn mit verheerender Wucht. Schweiß perlte auf seiner Stirn, und er wischte ihn nicht weg.

Francois Dutrones Hand lag auf dem Hörer des Telefons, aber er fand nicht die Kraft, ihn hochzuheben.

»Warum wollte mich dieses Wesen töten?« fragte er sich leise, ohne zu merken, daß er seine Gedanken aussprach. »Und: Wer ist dieses Monstrum? Warum hetzt er seine Sklaven ausgerechnet auf mich?«

Francois schüttelte den Kopf und wandte sich ab. Er wollte in seine kleine Bibliothek gehen, die ihm gleichzeitig auch als Studierzimmer diente. Er wollte sich die Formel heraussuchen, die er vorhin so erfolgreich bei dem Unsichtbaren angewendet hatte. Vielleicht gelang es ihm, anhand dieser Formel herauszufinden, wer dieser unheimliche Gegner war.

Plötzlich wurde es vollkommen dunkel in seiner Wohnung . .

Francois Dutrone schrie auf.

Erstarrt stand er in dieser absoluten Dunkelheit.

Hinter ihm war leises, röchelndes Atmen zu hören.

Francois warf sich herum.

Nichts! Er hatte den Unheimlichen also nicht verjagen können! Gewaltig und schwerwiegend dröhnte diese Erkenntnis durch seinen Schädel. Der Kampf war noch nicht vorüber.

»Ich werde dich vernichten, Francois Dutrone«, grollte in diesem Augenblick die Stimme des Geistwesens. Von überall her schien sie zu kommen, so daß Francois nicht lokalisieren konnte, wo sich der Unheimliche tatsächlich aufhielt.

»Du bist schwach«, erwiderte er mühsam beherrscht. »Ich weiß, daß du mich nicht töten willst. Du handelst im Auftrag eines Herrn. Jemand hat dich beschworen. Warum, Unsichtbarer, warum?«

»Du weißt viel, Sterblicher«, erwiderte die Stimme. Etwas Ähnliches wie Respekt schwang darin mit. »Aber ich werde dir nicht antworten. Du mußt sterben, und...«

»Weil dein Herr es so will! Aber warum will er es? « »Du bist gefährlich. Du bist mächtig! Aber ich werde dich vernichten, obwohl du mächtig bist. Ich bin mächtiger...«

»Soll ich deshalb sterben - weil ich gefährlich bin?« Francois gab nicht auf: Als er keine Antwort erhielt, murmelte er wieder die Formel: »Bharta cum cera ca'thoa Ram! «

Langsam wich Francois Dutrone in die Richtung zurück, in der seine Bibliothek lag. Dort bewahrte er auch das geweihte Kruzifix und andere magische Hilfsmittel auf.

Ein muffiger Geruch breitete sich in der Dunkelheit aus, die wie ein schwarzes Leinentuch um ihn war.

Mit ausgestreckten Händen tastete sich Francois voran. Doch er schien nicht vom Fleck zu kommen. Er erreichte keine Wand.

Das angstvolle Hämmern seines Herzens nahm zu. Seine Nackenhaare richteten sich auf, als er sich vorstellte, daß sein Gegner ihn in die jenseitige Sphäre mitgenommen haben könnte, in jene Region, in der er die alleinige und absolute Macht besaß.

Francois Dutrone wurde der Atem knapp, seine Brust schien eingeengt zu werden.

Grelle Blitze zuckten vor seinen Augen.

In diesem Augenblick klingelte das Telefon.

Der junge Mann atmete auf. Ein Seufzer löste sich von seinen Lippen. Dutrone warf sich herum und hetzte in die Richtung, aus der das Klingeln ertönte.

Seine zitternden Finger umkrampften das Telefon und wollten den Hörer von der Gabel reißen. Aber im gleichen Moment legte sich die tonnenschwere Last auf ihn.

Mit letzter Kraft wandte er seinen Kopf und starrte in ein blutrotes Augenpaar.

Immer noch klingelte das Telefon.

Francoise schaffte es, den Hörer abzunehmen, aber der Zugriff um seine Brust wurde immer stärker, immer vernichtender...

Bhartacum cera«, flüsterte Francois mit schwindender Kraft. Aber diesmal war es vergeblich, wirkungslos. Sein Gegner ließ sich nicht mehr beirren. Gnadenlos führte er den Auftrag seines Herrn aus.

Francois Dutrone kippte vornüber. Sein Bewußtsein registrierte noch einen kurzen Schmerz, aber das war im gleichen Augenblick schon wieder völlig bedeutungslos. Der Mann stürzte in einen roten Schacht, der sich spiralförmig verjüngte, und in dem kein Schmerz mehr existieren konnte...

Christopher Bourg starre mit brennenden Augen zu der Insel hinüber, der sein Onkel den bedeutungsschweren Namen Ille d'Vengeance gegeben hatte. Annabelle, die neben ihm saß, schwieg ebenso wie die anderen Anwesenden.

Die Insel war lang und flach. Am Nordufer gab es den Steinstrand, der jedoch nur bei Ebbe in seiner ganzen Fläche zu sehen war. Steil aufragende Klippen, die von wild schäumenden Wellen angegriffen wurden und am Südufer der Wald, das waren die herausragenden Kennzeichen dieses Eilandes an der französischen Atlantikküste.

Die Insel war nicht sehr groß, aber doch groß genug, um dort eine Weile leben zu können.

Rechtsanwalt La Gotte räusperte sich und brach das Schweigen der jungen Leute. »Sobald wir diese Landzunge umfahren haben, wird das Haus Ihres Onkels in Sicht kommen, Monsieur Bourg. Es ist ein großes und schönes Gebäude.«

Dr. La Gotte lächelte dünn. Er saß im Heck des schnellen und wendigen Motorbootes, das sie im Hafen gemietet hatten, und kümmerte sich um das Steuerruder.

Die See lag ruhig, beinahe unbewegt, so, als harrte sie der Geschehnisse, die sich bereits düster am Horizont abzeichneten. Es war warm, der salzige Geruch des Meerwassers deutlich spürbar.

»Sie waren schon mal auf dieser Insel?« fragte Chris den Rechtsanwalt.

Pierre La Gotte nickte. »Ihr Onkel war so freundlich, mich mal einzuladen. Es war ein Erlebnis für mich. Ich bin ein Stadtmensch, wissen Sie, und hier in nahezu unberührter Natur zu leben, eine Woche zwar nur, aber immerhin... Es war wirklich phantastisch. Diese Insel ist fast ein kleines Paradies.«

Chris strich eine Strähne seines blonden Haares zurück und erwiderte nichts auf die schwärmerischen Worte des Rechtsanwalts.

Annabelle zeigte hinüber zur Insel. »Da - da ist das Haus! Ein richtiges, kleines Geisterschloß«, setzte sie hinzu.

Auch Chris blickte wieder hinüber. Er fand, daß Ann gar nicht so unrecht hatte mit ihrer Bemerkung.

Pechschwarz und schroff erhoben sich die Konturen des kastenförmig gebauten, zweistöckigen Hauses in den blauen Himmel. Es gab eine Veranda, einen mächtigen Kamin, der an der äußeren Seitenwand des Hauses in die Höhe strebte, und auf der Rückseite des Hauses einige Türmchen.

»Dein Onkel hatte aber einen ziemlich seltsamen Geschmack«, kommentierte Antoine Tryon mürrisch. Er war immer mürrisch, das gehörte einfach zu seiner Persönlichkeit, aber trotzdem war er ein guter Freund.

Antoine Tryon war mittelgroß. Sein dunkelbraunes Haar trug er halblang. Sein Gesicht war schmal, etwas kantig, die Augen lagen tief in ihren Höhlen und paßten gut zu seinem mürrischen Wesen.

Chris pflichtete dem Freund bei. »Ja, er hatte ziemlich merkwürdige Ansichten. « Er lachte bitter.

»Jedenfalls wird es uns hier nicht langweilig werden«, rief Germaine übermütig. »Die Insel ist toll, und ich bin sicher, daß wir hier viel Spaß haben werden in diesem Monat.« Gutgelaunt umarmte sie Chris von hinten und drückte ihm einen Kuß auf die Wange.

Wegen dieser impulsiven Bewegung schlingerte das Motorboot leicht, und Yvonne kreischte erschrocken auf.

Trotzdem - der Bann des Schweigens war gebrochen. Germaines Begeisterung übertrug sich auf die Freunde. Albert stieß einen schrillen Pfiff aus und zeigte auf die Möwen, die über ihnen flatterten und nervenaufreibend kreischten. »Da ist auch bereits das Empfangskomitee, Leute«, sagte er.

»Na, wie fühlst du dich, großer Herzensbrecher?« wollte Annabelle wissen. Natürlich war ihr aufgefallen, wie schweigsam und nachdenklich er war. So wollte sie ihn jetzt aufmuntern. Er kannte sie nur zu gut.

Nachdenklich blickte er in ihre Augen. »Ich weiß nicht recht, wie ich mich fühle«, erwiderte er langsam. »Irgendwie leer, ausgebrannt, unzufrieden auch bedroht.« Er zuckte die Schultern. »Ich fühle eine Bedrohung von diesem Haus ausgehen«, fügte er dann düster hinzu.

»Du willst uns wohl Angst machen?« versetzte Yvonne ein wenig spöttisch.

»Ja - vielleicht«, erwiderte Chris, dann grinste er Annabelle an. »Und wie fühlst du dich, Goldstück? Gut, hoffentlich?«

»Nun ja, wenn sich Germaine entschließen kann, nicht mehr in fremden Gewässern auf Fischfang zu gehen, dann fühle ich mich schon einigermaßen gut, weißt du. Nur du machst mir Sorgen.«

»Ich? Warum? Hör mal, ich bin dir treu ergeben, und... «

»Nein, im Ernst, Chris. In den letzten paar Tagen hast du dich verändert! Du bist so nachdenklich geworden, so in dich gekehrt. Ich frage mich, ob das mit dieser verflixten Erbschaft zusammenhängt. Weißt du, ich glaub, daß Geld einen Menschen nicht immer unbedingt zu seinem Vorteil verändert. .«

Chris winkte ab. »Du bist fast eine perfekte Philosophin, Belle«, erwiderte er leise, so daß sie es hörte. »Aber es ist nicht wegen des Geldes. Ich - ich mache mir Gedanken darüber, ob es richtig war, die anderen und dich mitgenommen zu haben...«

»Gemeinsam sind wir stark«, tönte Albert Poinnot dazwischen. Obwohl Chris und Annabelle leise gesprochen hatten und die Maschine des Motorbootes unangenehm laut tuckerte, schien er einen Teil ihrer Unterhaltung mitbekommen zu haben. »Ja, wir sind so stark, daß wir es sogar mit Drachen und Dämonen aufnehmen . . .«

»He, du gehst ja ran«, rief Germaine lachend. »Wer sollte uns auf dieser schönen Insel etwas tun? Es ist wirklich, wie Monsieur La Gotte sagte, ein kleines Paradies. Sieh nur, dort drüben steigt ein ganzer Vogelschwarm auf. Und die herrlichen Farben. Ach, es ist wunderschön! Und du sprichst von Drachen und Dämonen! Du bist unmöglich, Albert Poinnot!«

Ja, vielleicht sind wirklich meine Sorgen umsonst, dachte Chris im gleichen Augenblick. Aber dann mußte er an Francois Dutrone denken, und der Gedanke an den Freund beunruhigte ihn. Er hätte Franc gerne bei diesem »Unternehmen« dabei gehabt. In den letzten beiden Jahren, in denen Francois sich intensiv mit Parapsychologie beschäftigte, hatte er sich mehr und mehr zu einem Einzelgänger entwickelt. Vielleicht hätte Francois sich hier auf der Ille d'Vengeance von seinem Stress erholen können. Vielleicht hätte er sogar etwas dazulernen können,

Seltsam, dieser Gedanke, überlegte Chris. Ihm gelang es einfach nicht, diesem Frieden und der offensichtlichen Idylle der Insel zu trauen. Vielleicht war alles nur Maskerade, geschickte Tarnung... Womöglich wartete dort drüben die Hölle auf sie... Und eventuell hätte Francois Dutrone helfen können, dieser Hölle irgendwie zu entrinnen. Chris hatte ihn zwar angerufen, aber der Freund schien nicht zu Hause gewesen zu sein. Oder er war einfach in seine Studien vertieft und hatte das Telefon nicht hören wollen.

»Schade«, murmelte Chris.

Annabelle Ribault sah ihn seltsam an, sagte aber nichts. Wahrscheinlich wollte sie die anderen nicht zu sehr auf seine miserable Stimmung aufmerksam machen.

Dr. La Gotte, der bisher geschwiegen hatte, lenkte das Boot geschickt ans Ufer, das nur noch wenige Meter entfernt war. Die Wellen hatten das kleine Wasserfahrzeug längst erfaßt und trugen es sicher an den Strand, nachdem der Anwalt den Motor abgestellt hatte.

»Wir sind da«, stellte der Jurist überflüssigerweise fest, als er das Boot an Land gezogen hatte. »Nun werde ich Ihnen das Ehepaar Gris vorstellen, das während Ihres Aufenthaltes für Ihr leibliches Wohl sorgen wird. Anschließend werde ich ein entsprechendes Protokoll aufsetzen und nach Brest zurückkehren. Falls irgend etwas - nun, hm - Ungewöhnliches passieren sollte, bin ich jederzeit telefonisch erreichbar. Ja, der gute Monsieur Sorenteau wollte auch hier in der Einsamkeit nicht auf einen gewissen Komfort und die für seine Geschäfte wichtige Verbindung zur Außenwelt verzichten.« Belustigt lachte er. Keiner merkte etwas von den düsteren Gedanken, die er hinter diesem Lachen verbarg...

Die Frau, die Francois Dutrones Leiche entdeckt und sämtliche Nachbarn durch ihre Schreie alarmiert hatte, schrie immer noch, als Kommissar Neville kam. Unwillig blickte er seinen Assistenten an. »Gallien, sorgen Sie dafür, daß sich ein Arzt um die Frau kümmert!«

Pradonet Gallien nickte und ging zurück in die Wohnung zu Paul Dupont, dem Polizeiarzt. Neville schob sich einen frischen Kaugummi in den Mund, ehe er sich durch die schweigenden, hin und wieder tuschelnden Menschen hindurchgearbeitet hatte. Hinter all den Leuten lag das Zimmer, in dem man die Leiche gefunden hatte.

Die Männer der Spurensicherung waren bereits bei der Arbeit. Der Arzt und sein Assistent hatten die Voruntersuchung des Toten abgeschlossen. Dr. Dupont kümmerte sich um die Frau, die mit ihren Nerven völlig fertig war.

»Mord?« erkundigte sich Neville bei dem Assistenzarzt.

Der junge Mann zuckte die Schultern. »Das ist eine seltsame Sache, mon Commissaire«, erwiderte er.

»Wie seltsam?«

»Nun, sehen Sie sich das Gesicht des Mannes an, dann wissen Sie, was ich meine.« Er beugte sich vor und deutete auf die weit aufgerissenen Augen des Toten, in denen sich noch das Grauen spiegelte.

André Neville kniff die Augen zusammen. Verdammt, genau so war es auch bei diesem Sorenteau gewesen ... Auch er hatte das Grauen in seinen starren Augen eingebrannt gehabt.

Gab es einen Zusammenhang? Neville kaute hastiger. Das tat er immer, wenn er nervös war. In seinem Kopf überschlugen sich die Gedanken. Lag hier ein ganz anders gearteter Fall vor? War das etwas, das ihn nicht als Kommissar beschäftigen sollte, sondern das seinem Zweitberuf zugeordnet werden mußte.

Aber noch war das ein Gedanke, der im Hintergrund stand. Zuerst benötigte Neville noch einige Fakten.

»Wie ist er gestorben? « wandte er sich wieder an den Arzt, während er sich aufrichtete.

Der Mediziner zuckte die Schultern, eine Geste der Resignation. »Herzversagen«, erwiderte er lakonisch. »Eine Verletzung konnte nicht festgestellt werden. Noch nicht! Die Autopsie kann vielleicht neue Aufschlüsse geben.« Er zögerte, gab sich aber doch einen Ruck. Ernst sah er den Kommissar an. »Jedoch fürchtete ich... - nun -« Er senkte den Blick. »Ehrlich gesagt bin ich da nicht sehr zuversichtlich.«

»Herzversagen«, echte Kommissar Neville nachdenklich. Sein sezierender Blick glitt über den athletischen Körper des Mannes. Energisch schüttelte er den Kopf. »Das macht mir doch niemand weis!« Er wandte sich schweigend ab. Doch plötzlich blieb er stehen und begann zu schnuppern.

Erst jetzt bemerkte er den penetranten Geruch, der ihm Zimmer hing. Rasch ging er zum Fenster und öffnete.

»Hat jemand etwas gesehen oder- hm - Ungewöhnliches bemerkt?« fragte er die noch immer gaflenden Leute.

Erwartungsgemäß erfolgte keine Reaktion. Niemand hatte etwas gesehen.

Keiner hatte etwas Ungewöhnliches bemerkt. Alles war wie immer.

André Neville vergrub seine mächtigen Hände in den Hosentaschen seiner Gabardinehose und wies einen jungen Polizisten an, die Personalien der anwesenden Leute aufzunehmen.

»Bei gegebener Zeit werde ich mich noch mal mit Ihnen unterhalten«, erklärte Neville. In seiner Stimme lag etwas, das keinen Widerspruch duldet.

Inzwischen hatte der Arzt die wimmernde Frau in ihre Wohnung zurückgebracht und ihr eine Beruhigungsspritze gegeben. Als er Francois Dutrones Wohnung wieder betrat, nickte er dem Kommissar zu. »Ich habe ihren Mann benachrichtigt. Er wird bald hier sein.«

André Neville nickte. »Was halten Sie von diesem Todesfall, Paul?« fragte er.

Offen blickte Paul Dupont den Kommissar an. »Der Mann war in einer körperlich guten Verfassung«, gab er zu. »Dennoch muß ich auf Herzversagen tippen.« Er sah Neville ernst an. »Das hat Ihnen doch sicher mein Assistent schon angedeutet?«

Der Kommissar verzog das Gesicht zu einem schwachen Lächeln. »Das hat er, Paul.«

»Sie sind immer noch der Alte, André«, bemerkte Dupont und gab dem Kommissar einen Hieb auf die Schultern. »Sie wollen immer alles ganz genau wissen - als ob ich Ihnen etwas verheimlichen würde.« Er schüttelte den Kopf.

Darauf erwiderte Neville nichts mehr, drehte sich um und ging zu Jean Laurent, dem Chef der Spurensicherung.

»Etwas entdeckt?«

»Nichts, Kommissar. Tut mir leid. Die Wohnzimmertür war von innen abgeschlossen.« Der Mann strich über seine beginnende Glatze. »Herkömmlicher Mord fällt also aus.«

»Ja«, murmelte Neville. In Gedanken sah er Raymond Sorenteaus Leiche vor sich, die entsetzt aufgerissenen Augen... Hier gab es eine Parallele zu diesem Fall. Aber natürlich sagte ihm das nur sein Instinkt. Kein Gericht der Welt würde etwas auf diese Parallele

geben. Auf dieses namenlose Entsetzen, das in den Augen der Toten lag ... Und Neville hatte wahrhaftig manchen Toten in seiner Laufbahn gesehen. Er wußte, daß in beiden Fällen etwas Grauenvolles geschehen sein mußte.

Neville hob den Blick. »Durchsuchen Sie diese Wohnung, Laurent! Stellen Sie alles auf den Kopf! Ich will eine komplette Liste aller Gegenstände, die hier sind, klar?«

Jean Laurent kannte den Kommissar seit Jahren und wußte sofort, daß Neville eine Fährte witterte. Aus diesem Grund stellte er keine Fragen und nickte nur. »Geht klar, mon Commissaire. Morgen früh haben Sie die Liste.«

»Okay«, freundlich nickte Neville dem Leiter der Spurensicherung zu, dann ging er zu seinem Assistenten. »Kommen Sie, Gallien, ich glaube, daß wir beide hier nichts mehr tun können.«

Mit dem Lift fuhren sie ins Erdgeschoß und verließen das Gebäude. Mit dem Dienstwagen fuhren sie - so schnell es ging - zum Kommissariat. Dort bat André Neville seinen Assistenten: »Lassen Sie mich bitte eine Viertelstunde allein, Gallien. Arbeiten Sie Akten auf. Ich bin im Büro und muß mir einiges durch den Kopf gehen lassen.«

»In Ordnung, mon Commissaire«, meinte Gallien und verabschiedete sich. Neville betrat sein Büro.

Hier ließ er seine Eindrücke, die er in der Wohnung des Toten hatte, noch mal Revue passieren. Vor allem der merkwürdige Geruch gab ihm zu denken, der den Raum beherrschte. Das war deutlich etwas Dämonisches gewesen... ein Pesthauch des Bösen...

Neville dachte noch etwas nach, dann ging er zum Telefon.

»Geben Sie mir bitte eine Direktverbindung nach London«, bat er die Sekretärin.

Als die Leitung stand, wählte er seinen eigentlichen Chef an. Sir Randolph Hamley, den geheimnisumwitterten Leiter der UWA...

Raymond Sorenteaus Haus war auf einer hochgelegenen Ebene errichtet worden, die im Norden steil ins Meer abfiel. Jene Landzunge, die sie hatten umfahren müssen, um das Haus endlich zu Gesicht zu bekommen, ragte wie eine riesige behaarte Klaue ins Meer.

Mächtige Bäume erhoben sich zwischen dem dort wuchernden Unterholz, das sich bereits bis in Hausnähe ausgebreitet hatte. Es bildete gleichermaßen Hintergrund und Umgebung des Gebäudes. Eine unschöne Kulisse, wie sich herausstellte. Nur aus der Ferne hatte dies alles schön gewirkt.

Schweigend waren sie den schmalen, steinigen Weg heraufgewandert, der direkt zum Haus führte. Sicher wurden sie bereits von dem Ehepaar Gris erwartet.

Christopher Bourg fühlte sich unbehaglich. Auch die anderen spürten die seltsame Atmosphäre, die auf der Insel herrschte. Außer ihren Schritten und dem stoßweißen Atmen war kein Laut zu hören, nicht mal Vogelgezwitscher.

Drückende Stille lastete ringsum wie eine Mauer. Jegliches Leben auf dieser Insel schien in Erwartung besonderer Geschehnisse den Atem anzuhalten.

»Eine miese Stimmung ist das hier«, sprach Albert Poinnot das aus, was alle insgeheim dachten.

Chris nickte zustimmend. »Hoffen wir, daß sie nicht anhält.« Mechanisch tastete er nach der Luger, die er - obwohl er Waffen im allgemeinen nicht ausstehen konnte - sicherheitshalber mitgenommen hatte. Sie steckte in seinem Hosenbund.

Etwa zehn Minuten später erreichten sie die Hochebene, und das Haus lag nun greifbar vor ihnen in der schwülen Hitze. Es wirkte leer und tot. Auch hier war nicht das geringste Geräusch zu hören, kein Laut, nichts...

»Möchte nur wissen, wie dein alter Onkel diesen Weg begehen konnte«, murmelte Antoine nachdenklich. »Sagtest du nicht, daß er zweiundneunzig war? «

»So alt war er«, bestätigte Chris. »Aber er war sehr zäh. Früher war er begeisterter Bergsteiger, deshalb entsprechend durchtrainiert.«

»Trotzdem, für einen Alten dieses Kalibers ist der Weg einfach zu steil«, beharrte Antoine. »Ich glaube nicht, daß er oft auf dieser verdamten Insel gewesen ist.«

Chris zuckte die Schultern. Nachdem er seinen Onkel vor neun Jahren bei Nacht und Nebel verlassen hatte, um endlich seiner Bosheit zu entgehen, hatte er nicht mehr viel von ihm gehört. Und das war ihm auch recht gewesen. Dennoch: Weshalb wollte er, daß Chris auf dieser Insel einen vollen Monat verbrachte? Ausgerechnet auf dieser Insel, auf der er vermutlich selbst nur wenige Male war, wenn überhaupt... Denn Antoine lag mit seiner Vermutung sicher nicht falsch, das wußte Chris plötzlich.

Als er das raschelnde Geräusch hörte, zuckte Christopher Bourg aus seinen Überlegungen auf. Sein Kopf ruckte herum, und er sah einen unersetzen, behäbig wirkenden Mann mit deutlichem Bauchansatz. Der Fremde trat vollends aus dem wuchernden Grün des Unterholzes und lächelte dünn.

»Hallo, Leute«, sagte er mit einer unangenehmen Fistelstimme. »Willkommen auf der Toteninsel! «

»Machen Sie Scherze, Monsieur?« fuhr Chris ihn an.

»Scherze? Junger Mann, seit genau dreizehn Jahren lebe ich auf dieser Insel, und in dieser Zeit verlernte ich es, dumme Scherze zu machen.« Das aufgedunsene Gesicht des Mannes spannte sich. »Nun, Sie und Ihre Gefährten werden einen Monat Gelegenheit haben, festzustellen, daß man hier das Scherzen wirklich verlernt.«

»Monsieur Gris, ich muß Sie doch bitten, eine gewisse Form zu wahren«, warf Pierre La Gotte mit scharfer Stimme ein. »Immerhin sind Sie hier lediglich der Verwalter des Hauses. In Zukunft wird Monsieur Bourg Sie bezahlen und... «

Gris hob eine Hand und winkte nachlässig. »Lassen wir doch die Floskeln, Herr Rechtsanwalt. Sie können mich nicht beeindrucken. Ich bin so, wie ich bin, und wem das nicht paßt, der soll es mir sagen, dann... «

»Sie scheinen ziemlich aggressiv zu sein«, stellte Chris mit leichter Belustigung fest.

Der Hausverwalter fixierte ihn aus schmalen, gelblichen Augen, dann lachte er unvermittelt und strich mit der Hand über sein schütteres, blondes Haar. »Wenn man hier lebt, wird man schon ein wenig sonderlich - das müssen Sie verstehen, Monsieur.«

»Nun, jetzt sind wir ja hier, und wir werden schon Stimmung auf diese Toteninsel bringen, nicht wahr, Freunde? «

»Klar«, kam es fast wie aus einem Mund zurück. Die gute Laune begann wieder zu steigen.

Chris lächelte. »Sehen Sie, Monsieur Gris? Wir sind mit den allerbesten Vorsätzen gekommen, und Märchen beeindrucken uns nicht sehr, wissen Sie?« Bourg schüttelte den Kopf und bemühte sich, unbeeindruckt auszusehen. Er wollte seine Freunde nicht noch mehr beunruhigen, als sie es schon durch die seltsame Atmosphäre, die wie eine Käseglocke über dem Eiland lastete, waren.

»Sie glauben mir also nicht«, stellte der Hausverwalter emotionslos fest. »Nun gut, dann will ich nichts gesagt haben. Sollte jedoch etwas passieren, dann... «

»Hören Sie endlich auf!« verlangte Pierre La Gotte. »Wir sind aufgeklärte Menschen des Zwanzigsten Jahrhunderts. Ihre Hirngespinste interessieren uns nicht. Ich lebte eine Woche auf dieser Insel, und es war eine herrliche Zeit. Toteninsel... pah! Führen Sie uns endlich zu Ihrer Frau!«

Gris nickte. Ein hämisches Grinsen lag um seine Mundwinkel. »Wie Sie wünschen, Monsieur. Kommen Sie! Folgen Sie mir bitte! Die Herrschaften natürlich auch...« Übereifrig verbeugte er sich und ging voran.

Aufmunternd lachte Christopher und legte Annabelle den Arm um die schmalen Schultern. »Das verspricht ein aufregender Urlaub zu werden«, sagte er in einem Anflug von Galgenhumor.

Annabelle wollte etwas entgegnen, aber ihr blieb keine Zeit mehr. Genau in diesem Augenblick ertönte ein gellender Schrei.

Abgründe taten sich auf. Schmerz und tiefer Schrecken vibrierten in diesem Laut.

Sir Randolph Hamley saß im Zentralgebäude der Unknown Worlds Agency in London. Die geheime Zentrale jener Detektivagentur, die sich die Aufklärung mysteriöser und unheimlicher Fälle zur Aufgabe gemacht hatte, befand sich im Crystal-Pressehaus in der bekannten Londoner Fleet Street.

Niemand hätte in diesem Gebäude, wo sich die Rotationsmaschinen und Fernschreiber Tag und Nacht ein Nachrichtenduell lieferten, eine geheime Detektivagentur vermutet.

Immer dann, wenn die Polizei nicht mehr weiterwußte, wenn Dämonen und okkulte Mächte im Spiel waren, schaltete sich die UWA ein. Ein rundes Dutzend Agenten und Agentinnen arbeitete für Sir Randolph und seinen Stellvertreter Thomas Garner, der vor seiner gefährlichen Verletzung ebenfalls UWA-Detektiv gewesen war.

Bis auf wenige Ausnahmen arbeiteten die UWA-Agenten und Agentinnen hauptberuflich für die Agentur. Aber es gab auch noch Detektive, die noch immer im aktiven Polizeidienst standen. Vor allem außerhalb der Britischen Inseln war das häufig der Fall, so in Skandinavien und Frankreich.

Sir Randolph überprüfte die eingehenden Meldungen, stellte mit Hilfe der Computer Berechnungen an, hielt Verbindung mit den Detektiven an ihren jeweiligen Einsatzorten, gab ihnen Tips und speicherte ihre neuesten Erfahrungen in die Computer, die durch diese neuen Zusatzdaten gelegentlich einen Fall sogar allein auflösen konnten. Allerdings kam das relativ selten vor - meist bei Fällen, die sich hinterher doch als normale Verbrechen entpuppten.

Das Telefon klingelte.

Sir Randolph hob ab. Jemand hatte ihn über die Direktleitung angewählt - unter Umgehung des Vorzimmers. Demnach konnte es sich nur um einen seiner Agenten oder um einen prominenten Regierungsbeamten handeln.

Es war André Neville, einer seiner Detektive, die noch im Polizeidienst standen. Da der Franzose als Kommissar einen hohen Rang bekleidete, stand er auch häufiger im Dienst der herkömmlichen Verbrechensbekämpfung als im Auftrag der UWA, zumal Sir Randolph den Franzosen nicht einsetzte, wenn er wußte, daß Neville gerade an einem schweren Fall zu knabbern hatte.

»Hallo, André«, begrüßte Sir Randolph den UWA-Detektiv und Kriminalkommissar. »Gibt es etwas Besonderes?«

»Vielleicht«, deutete Neville an. »Bei mir zeichnet sich da ein Fall ab, der sich zu einem UWA-Fall auswachsen könnte.«

»Interessant«, sagte Sir Randolph und drückte einige Knöpfe an den Computern. »Berichten Sie! Ich habe die Computer zwischengeschaltet. Jedes Ihrer Worte wird von nun an aufgenommen und gespeichert.«

André Neville begann zu berichten. Er begann mit dem seltsamen Tod des alten Raymond Sorentau und schloß mit seinem jüngsten Fall. Neville vergaß auch nicht die Parallele zu erwähnen, die ihm aufgefallen war: Dieser voll Schrecken in ein unheimliches Jenseits gerichtete Blick!

An der Computerwand blinkte ein blaues Licht kurz auf und erlosch wieder. Sir Randolphs Aufmerksamkeit war es nicht entgangen.

»Eine der Maschinen hier bestätigt Ihre Kombination, André«, gab der Chef der UWA die Information weiter. Ich glaube, Sie sollten die Spur weiterverfolgen.

»Haben Sie einen Tip, Sir?« fragte der Kommissar gleich hinterher. In der Leitung waren seine Kaugeräusche zu vernehmen. Sir Randolph ignorierte das mit typisch britischer Höflichkeit. Jeder hatte irgendwo eine Marotte, da fiel Neville mit seinem

Kaugummiverschleiß gar nicht so sehr ins Gewicht.

»Nun«, sagte Sir Randolph nachdenklich. »Wir kennen schon die eine oder andere Möglichkeit der Ferntötung. Aber sicher haben Sie darüber auch längst nachgedacht? «

»Aubair«, antwortete Neville sofort. »Ich frage mich, ob hinter der ganzen Sache nicht irgendein Voodoo-Kult steckt... «

»Das ist eine Möglichkeit«, bestätigte Hamley und las auf dem Bildschirm die ersten Wahrscheinlichkeitsberechnungen der Computer: Viel konnte er daraus im Augenblick jedoch nicht entnehmen, dazu waren Nevilles Angaben einfach noch zu vage.

»Obwohl«, sagte der Franzose dann überlegend. »Da war auch noch dieser Geruch im Zimmer... Würde mich nicht wundern, wenn der Teufel persönlich die beiden Männer geholt hätte. Immerhin befaßte sich dieser Francois Dutrone mit PSI-Phänomenen, wie ich aus seiner Bibliothek ersehen konnte... «

»Sie meinen, daß er einen Dämon beschwore? « kombinierte Sir Randolph sofort.

»Unmöglich wäre es nicht«, stimmte der Kommissar zu. »Jetzt muß ich nur noch herausfinden, ob es eine Verbindung zwischen Dutrone und Christopher Bourg gibt... «

»Sie meinen, daß Dutrone einen Dämon beschwore, ihn mit dem Mord an Sorenteau beauftragte, damit Bourg erbt und er ein Stück vom Erbschaftskuchen abbekommt? «

»So ungefähr«, stimmte Neville zu. »Und dann konnte Dutrone den Dämon nicht mehr bändigen und wurde selbst ein Opfer seiner eigenen Beschwörungen. Was halten Sie von dieser Theorie? «

»Nicht übel« erwiderte Hamley. »Der Sache sollten Sie nachgehen. Halten Sie diesen Christopher Bourg noch immer unter Beobachtung? «

»Im Augenblick nicht«, erwiderte der Kommissar. »Bourg rief mich gestern an und teilte mir mit, daß er für einen Monat auf die Ille d'Vengeance zieht. Angeblich bestimmt das das Testament seines Onkels so. «

»Seltsam«, meinte Sir Randolph grübelnd, dann hatte er eine Idee: »Was halten Sie eigentlich davon, wenn Sie unserem Freund auf seiner Insel mal einen Besuch abstatten? «

Eine eiserne Klammer schloß sich um sein Herz. Christopher Bourg blieb sekundenlang die Luft weg. Wie ein Dolch hatte sich der Schrei in sein Bewußtsein gebohrt.

Doch nach dieser Schrecksekunde reagierte Chris. Er hetzte los, hinüber zu dem Haus, aus dem der Schrei gekommen war, ohne sich weiter um die Reaktionen seiner Gefährten zu kümmern.

Das Portal war nur angelehnt. Chris schmetterte es auf, stürzte in die Halle, die groß genug war, um zwanzig Personen mühelos unterzubringen. Boden und Wände waren aus Holz. Genau gegenüber führte eine breite Treppe in die anderen Stockwerke.

Links und rechts der Treppe zweigten Korridore ab, die tief ins Innere des Hauses führten. Rechts von Neal befand sich ein riesengroßer Kamin und links eine wohlsortierte Bar. Aber das registrierte er nur beiläufig in Sekundenbruchteilen, in denen er hereinstürmte. Im Augenblick war das alles unwichtig. Woher war der Schrei gekommen?

Chris blickte sich um. Alles war nun wieder in eisige Stille getaucht.

»Madame Gris? « rief er. Aber keine Antwort erfolgte.

Christopher Bourg preßte die Lippen zusammen und wandte sich nach rechts.

Rasch gewöhnten sich seine Augen an das dämmrige Zwielicht, das hier im Haus herrschte.

Unvermittelt vernahm er ein leises Wimmern. Sofort schlug er die Richtung ein, aus der das Geräusch zu kommen schien. Eine mächtige Flügeltür versperrte ihm den Weg.

Chris zögerte. Leicht lastete seine Hand auf der Klinke.

Weit hinter sich hörte er Stimmen und Schritte. Demnach hatten die anderen sich von ihrem Schock erholt und folgten ihm.

Christopher drückte die Klinke nieder und zog die Tür auf.

»Nein!« schrillte es ihm entgegen. Christophers Reflexe retteten sein Leben. Er hechtete vorwärts, kam nach einer gewandten Schulterrolle wieder auf die Beine und sah sich benommen um.

Dort, wo er eben noch gestanden hatte, steckte ein überdimensionales Messer im Türpfosten. Leicht wippte es auf und ab.

Erst jetzt sah er die Frau. Bleich stand sie nur wenige Schritte vor ihm und starre ihn an, als sei er der Satan persönlich.

»Nein, nein!«, stammelte sie. »Das - wollte ich nicht! Ich - ich wollte Sie nicht töten... Ich dachte...« Sie schlug beide Hände vor's Gesicht. Ihre Schultern zuckten.

Chris ging auf sie zu. »Was ist geschehen? « fragte er ruhig.

»Ich wollte Sie nicht töten, Monsieur! Bitte glauben Sie mir das! Bitte... Ich dachte, daß - daß es wieder beginnt... Ich habe Angst, Monsieur! Helfen Sie mir!« Flehend klammerte sie sich an ihm fest und blickte ihn an.

»Nun beruhigen Sie sich doch, Madame Gris. Schließlich ist nichts passiert. «

»Nichts passiert?« Ihre Augen wurden hoch größer. »Sie haben es nicht gesehen, deshalb verstehen Sie es auch nicht! « Sie schluckte und blickte zur Tür. »Plötzlich schwebte dieses Messer auf mich zu, wie von unsichtbarer Hand gelenkt. Und dann sah ich ein Augenpaar - blutrot war es... Direkt aus dem Nichts schienen mich diese furchtbaren Augen anzusehen. Ein höllischer Ausdruck lag darin... Oh, das werde ich nie wieder vergessen können.« Mit einer schwachen Geste wischte sich die Frau des Hausbetreuers die Tränen aus den Augen. »Ich - ich hörte Stimmen, draußen. Das gab mir den Mut und die Kraft, zu schreien. Im gleichen Moment fiel das Messer zu Boden. Sofort ergriff ich es, um mich zu verteidigen. Als ich dann Ihre Schritte hörte, zögerte ich nicht... Ich war wie von Sinnen.«

»Wie leicht hätte das ins Auge gehen können«, erwiderte Christopher Bourg und strich der Frau begütigend über ihr zerzaustes Haar.

Madame Gris war groß und schien ausschließlich aus Knochen zu bestehen. Ihre Beine waren lang und dünn, ihre Brust flach, ein Busen war nicht mal zu ahnen. Schroff ragten die Backenknochen aus ihrem hageren Gesicht. Die Augen der verängstigten Frau waren jedoch wunderschön, obwohl jetzt Furcht in ihnen lag.

»Was ist geschehen?« Monsieur Gris stand an der Tür, sein Gesicht war verzerrt. Hinter ihm drängten die anderen herein.

Christopher Bourg winkte ab.

»Der Geist...«, ächzte Madame Gris schwach. »Er wollte mich töten. Er griff mich an! «

Gris zuckte zusammen. Seine Augen flackerten. »Ich sagte es ja. Dieses Haus ist verdammt. Die ganze Insel ist verdammt. Glauben Sie mir nun?« Er wandte sich an Christopher Bourg und funkelte ihn an.

Albert Poinnot antwortete an seiner Stelle: » Hören Sie, guter Mann, warum kümmern Sie sich so viel um unsere Angelegenheiten? Warum möchten Sie uns unbedingt davon überzeugen, daß sich in diesem erlauchten Hallen ein Geist herumtreibt? Wir wollen nichts mit Ihren obskuren Geschichten zu tun haben. Wir kamen hierher, um für einen Monat High Life zu praktizieren, klar? Und jetzt will ich nichts mehr von Ihren Märchen hören!«

Pierre La Gotte drängte sich in den Raum. Sein Blick saugte sich an dem Messer fest. »Ist wirklich nichts passiert?«

Christopher Bourg schüttelte den Kopf. Er schwieg, aber hinter dieser Maske des Schweigens arbeiteten seine in Aufruhr geratenen Gedanken. Deutlich spürte er, daß sich etwas zusammenbraute. Zu einem gewissen Teil glaubte er Madame Gris sogar. Schließlich hatte er selbst diese Stimme lange genug gehört, und auch dafür hatte es keine logische Antwort gegeben. Warum sollte diese Frau also lügen? Effekthascherei? Oder wollte jemand verhindern, daß er die Bedingung seines Onkels erfüllte? Zumindest war das eine

Möglichkeit. So beschloß Chris, auf der Hut zu sein.

»Wie wäre es, wenn wir uns diesen düsteren Palast mal genauer ansehen? Vielleicht finden wir irgendwo das Versteck unseres Spukgeistes?« Annabelle bemühte sich, ihre Stimme leicht spöttisch klingen zu lassen.

Eng schmiegte sie sich an Chris, und er nickte ihr beruhigend zu. Gemeinsam würden sie es schaffen, sollte das heißen. Sie verstand, was er meinte und lächelte.

»Wenn Sie erlauben, dann führe ich Sie«, erbot sich Madame Gris. Schneller als erwartet hatte sie sich von der Aufregung erholt. Ihr hageres Gesicht wies bereits wieder eine halbwegs gesunde Farbe auf.

»Danke, ich denke, daß dies nicht nötig ist«, lehnte der Rechtsanwalt ab. »Ich werde Monsieur Bourg und seine Gäste führen. Vorausgesetzt natürlich, daß es Ihnen recht ist, Monsieur Bourg«, fügte er höflich hinzu.

»Es ist mir recht«, sagte er leise.

»Okay, dann schlage ich vor, daß Sie uns ein Menü bereiten, Madame Gris. Sie können es im Salon im ersten Stock servieren. Sagen wir...« - schnell blickte er auf seine teure goldene Rolex»... in einer halben Stunde. Geht das, Madame?«

»Wie Sie meinen, Monsieur La Gotte«, erwiderte die Hausmeisterin.

»Okay. Und nun gehen Sie bitte an Ihre Arbeit! Ihre Gäste haben Sie ja kennengelernt. «

Madame Gris nickte gleichmütig. »Ich kenne sie jetzt, ja, Monsieur La Gotte. Und ich weiß, daß niemand mir glaubt. Sie wissen nicht, in welcher Gefahr Sie hier schweben. Wenn etwas passiert, werde ich mir jedenfalls keine Gewissensbisse machen. Jeder von Ihnen hat meine Warnung vernommen.« Ohne eine Reaktion abzuwarten, drehte Madame Gris sich um und verließ zusammen mit ihrem Mann den Raum.

Dr. Pierre La Gotte lachte. »Die gute Madame Gris! Mir scheint, sie liebt solche Auftritte«, sagte er belustigt. »Damals, als ich Monsieur Sorentaus Gast sein durfte, war es beinahe genauso. Unablässig erzählte sie von einem Mann ohne Kopf, der ihr erschienen sei.« Der Anwalt zuckte die Schultern und machte eine bezeichnende Geste. »Aber das soll uns nicht stören, nicht wahr, Monsieur Bourg?«

»Natürlich nicht«, erwiderte Chris hart.

Erneut lachte der Anwalt, es klang heiter und unbeschwert. »Gut, Monsieur Bourg, dann will ich Ihnen nun Ihr neues Zuhause zeigen. Folgen Sie mir bitte! Äh - ich werde Sie natürlich nur durch die bewohnbaren Räume führen, das muß ich noch erklären: Dieses Haus hat dreizehn Zimmer, eine große Bibliothek und einen sehr großen Keller. Gerüchten zufolge soll es noch Gewölbe und Grabkammern unter dem Haus geben, aber natürlich ist das Unsinn - das sind Geistermärchen, wie Madame Gris sie erfindet.«

Annabelle blickte Chris an. Sie wollte ihm etwas sagen, aber er bedeutete ihr, vorerst zu schweigen. Sobald sie allein waren, konnten sie sich unterhalten, vorher nicht.

Chris legte seinen Arm um sie, dann folgten sie dem Juristen, der bereits mit den anderen vorausgegangen war.

»Ich habe Angst, Chris«, sagte Annabelle leise und unerwartet.

Chris spürte, wie ihre Worte bei ihm eine Gänsehaut erzeugten. Sein ganzer Rücken schien sich zu kräuseln. Verdammter, er fühlte sich selbst nicht sehr gut. Aber da existierte auch noch ein anderes Gefühl: Neugier...

Chris drückte Annabelle an sich. »Wird schon alles glatt gehen, Goldstück.« meinte er. Jedoch vermochte er nicht zu verhindern, daß seine Stimme rauh und fremd klang.

Irgendwie fühlte er sich auch so. In den letzten Tagen war er sich selbst fremd geworden. Seine Gefühle lagen in ständigem Widerstreit. War es falsch gewesen, hierher zu kommen und die Freunde mitzubringen?

Fragen ohne Antworten... Vielleicht war das bereits ein Teil der posthum angewandten Bosheit seines Onkels? Die innere Zerrissenheit quälte Chris höllisch.

Als sie von ihrem Rundgang durch das Haus zurückkehrten, war die Tafel im Speisesalon im ersten Stock bereits gedeckt. Abwartend stand Madame Gris am Kopfende der Tafel.

»Darf ich servieren?« fragte sie kühl.

Christopher nickte. »Bitte.«

Nachdem die Frau das Zimmer verlassen hatte, sagte Albert: »Weißt du, Chris, das kommt mir alles wie eine schlecht inszenierte Komödie vor. Jetzt fehlt nur noch der liebe Graf Dracula, und die Horror-Show wäre komplett.« Er schüttelte den Kopf. »Wird Zeit, daß wir Leben in diese verstaubte Bude bringen.«

»Die Zeit wird kommen«, meinte Antoine Tryon tonlos.

»Was hast du denn, Antoine, Cheri?« erkundigte sich Yvonne besorgt.

»Nichts habe ich«, antwortete er unwillig. »Ich - ich fühle mich unwohl. Diese Räume... Ich kann das nicht ausstehen!« Er blickte Christopher an. »Tut mir leid, Freund, aber irgend etwas sagt mir, daß diese Madame Gris nicht lügt.«

»Bangemachen gilt nicht«, erwiederte Germaine und kicherte. »Ich fühle mich hier jedenfalls sehr wohl, und vor Geistern fürchte ich mich nicht - wenigstens nicht sehr. Apropos: Wie mag das wohl sein, wenn man von so einem Wesen berührt wird?« Sie schüttelte sich. »Nun ja, sehr angenehm wird das sicher nicht sein.«

Albert hob seine zu Klauen geformten Finger. »Du mußt dir das etwa so vorstellen«, begann er mit schrecklich verzerrtem Gesicht. »Nachts liegst du einsam in deinem Bett. Mit einem Ruck wird plötzlich die Tür geöffnet. Ein fürchterliches Wesen tritt ein, die Klauenhände gefährlich erhoben. Und dann..« Unvermittelt brach Albert ab. »Nun, den Rest werde ich dir dann heute Nacht zeigen.«

Mit großen Augen blickte Germaine den Freund an. »Heute Nacht werde ich jedenfalls allein im Bett liegen, dieser Punkt deiner Ausführungen war richtig«, sagte sie mit boshaftem Lächeln. »Wenn ich mir vorstelle, daß du diese Anwandlung wieder bekommst - Igitt!«

Seufzend verdrehte Albert die Augen. »Wie du meinst«, erwiederte er schnippisch und wandte sich ab.

Sie setzten sich. Chris ließ seine Blicke umherschweifen. Wie fast alle Räume des Hauses war der Speisesalon sehr groß. Die Wände waren mit Zedernholz getäfelt. Von schweren Deckenbalken hingen mehrere kristallene Kronleuchter. Dunkle Ölgemälde waren an den Wänden angebracht. Sie waren so alt, daß an manchen von ihnen schon die Farben abblätterten - Bilder von unermeßlichem Wert. Vorwiegend waren Szenen ländlicher Jagden dargestellt - mit einer Ausnahme: Dieses Gemälde zeigte etwas, das nicht zu den andern passen wollte. Auf einem Scheiterhaufen wurde eine Frau mit langen, blonden Haaren verbrannt. Etwas Bedrohliches, Düsteres ging von diesem Bild aus.

Die Hausmeisterin servierte das Menü. Schweigend nahmen die jungen Leute das leichte Essen ein. Später setzte der Anwalt das Protokoll auf und ließ es von Chris und den anderen Anwesenden unterzeichnen.

-»Okay«, sagte er dann. »Vorerst ist also meine Aufgabe erfüllt? Somit kann ich beruhigt nach Brest zurückkehren. Ich verabschiede mich von Ihnen allen und wünsche einen angenehmen Aufenthalt - auch wenn die ersten Vorzeichen nicht sehr gut waren. Genau in einem Monat komme ich zurück und hole sie alle ab.« Er blickte in die Runde, nickte und erhob sich. »Tja, das wär's dann wohl gewesen.«

Christopher Bourg schob seinen Stuhl zurück und erhob sich ebenfalls. »Ich begleite Sie noch zum Strand, Monsieur La Gotte.«

»Oh, das ist sehr freundlich von Ihnen«, erwiederte der Jurist. »Ich mache mich nur noch ein wenig frisch, dann können wir gehen. Ich muß mich beeilen. In Brest warten dringende Verhandlungen auf mich, leider.« Bedauernd zuckte er die Schultern.

»Ist es nicht gefährlich, dich allein zu lassen?« erkundigte sich Annabelle, nachdem Dr. La Gotte den Speisesaal verlassen hatte, um eines der Badezimmer aufzusuchen.

Er ging nicht auf ihre Frotzelei ein. »Du hast immer noch Angst«, stellte er fest.

Sie nickte. »Wenn ich ganz ehrlich bin, ja. Du solltest nicht allein zum Strand gehen. Weißt du, meine Ahnungen bewahrheiteten sich bisher immer. Ich - ich möchte nicht, daß dir etwas passiert. Obwohl du so ein unmöglicher Bursche bist.«

»Vielleicht ist es diesmal anders«, entgegnete er. »Die seltsame Umgebung und all das - vielleicht irrst du dich wirklich, Annabelle. Wir müssen aufhören, unsere Nerven zu strapazieren, sonst überstehen wir diesen Monat ganz bestimmt nicht, weil wir uns dann nämlich selbst fertig machen.« Ernst sah er sie an. »Ich werde La Gotte zum Strand begleiten. Allein. Es muß sein.«

»Ich kann dich nicht hindern«, erwiderte sie einfach. »Vielleicht hast du sogar recht. Ich wünsche es, Chris.«

»Sagt mal, Leute, gibt's hier nichts Ordentliches zu trinken?« erkundigte sich Albert Poinnot lautstark. »Ich meine, einen guten Kognak oder sowas für meinen Durst.«

»Die Bar ist in der Halle«, entgegnete Yvonne eifrig.

»Aha, in der Halle. Nun gut, dann gehe ich jetzt in die Halle und serviere uns ein paar Fläschchen, einverstanden?«

Natürlich waren alle für diesen Vorschlag zu begeistern.

Als Pierre La Gotte auf der Schwelle des Salons erschien, nickte Christopher Bourg ihm zu. »Okay, es ist soweit«, sagte er zu Annabelle. »Achte auf die anderen«, bat er, »vor allem auf Madame und Monsieur Gris - du weißt schon, warum.«

Annabelle Ribault nickte. »Ich werde mein Bestes tun, großer Meister. Paß auf dich auf; hörst du?«

»Den Gefallen tue ich dir gern.« Leicht küßte er sie auf die Stirn, dann ging er auf den Anwalt zu. Die beiden verließen das Haus. Schweigend gingen sie nebeneinander her.

»Sie verschweigen uns doch nichts über dieses Haus?« begann Chris schließlich.

»Wie meinen Sie das, Monsieur Bourg?« fragte der Jurist. Er blickte Chris seltsam an.

»Nun, hier wirkt doch alles irgendwie sonderbar. Sicher konnten Sie es auch fühlen. Dieses obskure Testament meines Onkels...« Er schüttelte den Kopf. »Es paßte nicht zu ihm, verstehen Sie? Onkel Raymond hielt nichts von Phantasie und all dem. Er war ein eiskalter Praktiker. Doch trotzdem verfaßte er ein Testament, das bestimmt, daß ich einen Monat auf dieser verdammten Insel leben muß, zusammen mit einem mehr als komischen Ehepaar. Ja, und dann die Sache mit dem Geist«

La Gotte lachte. »Sie ließen sich also doch beeindrucken«, stellte er fest. »Sie konnten es gut vor den anderen verbergen«, fügte er hinzu.

»Ich will sie nicht zu sehr beunruhigen, schließlich versprach ich ihnen einen Monat Erholung...« Chris brach ab. Da war sie wieder, die unausgesprochene Frage: War es richtig gewesen? Hatte er verantwortungsbewußt gehandelt?

Pierre La Gotte blieb stehen. »Hier bleibt ihnen genug Zeit zur Erholung, glauben Sie es mir. Auch wenn heute alles dagegenspricht, diese Insel ist wunderbar. Versuchen Sie einfach abzuschalten. Beruhigen Sie Ihre Nerven, dann sieht alles anders aus... Ich kann gut verstehen, daß Sie - und auch Ihre Freunde - beunruhigt sind. Meiner Ansicht nach gibt es dafür eine ziemlich einfache Erklärung. Sie sind Großstadtmenschen, wie auch ich einer bin. Daher wirkt die wilde Natur dieser Insel auf Sie beängstigend, abschreckend, sogar bedrohlich.«

Christopher Bourg zuckte die Schultern. »Ich bin nicht sehr leicht zu beeindrucken, wissen Sie. Aber es kann natürlich sein, daß Sie dennoch richtig liegen. Ich bin kein Psychologe.« Er lachte rauh.

Sie liefen weiter. Wenig später erreichten sie den Strand.

Während der Rechtsanwalt das Boot ins Wasser schob, sah Chris aufs Meer. In der Ferne braute sich ein Gewitter zusammen. Gewaltige dunkle Wolkenbänke hingen tief über dem unruhigen Wasser.

»Ich darf mich von Ihnen verabschieden, Monsieur Bourg«, rief Dr. La Gotte und stapfte durch das niedrige Wasser zurück zum Strand. »Bis in einem Monat... - es sei denn, Sie

überlegen es sich anders. In diesem Fall rufen Sie mich bitte an. Dann werde ich veranlassen, daß man Ihre Freunde bereits zu einem früheren Zeitpunkt abholt.«

»Wir werden sehen«, erwiederte der junge Mann schlicht, ergriff die dargebotene Hand des Anwalts und schüttelte sie.

»Ich wünsche Ihnen einen angenehmen Aufenthalt, Monsieur Bourg«, sagte der Jurist, und in seinen Augen funkelte es. »Wenn ich ganz ehrlich bin, beneide ich Sie.«

Christopher nickte. »Hoffentlich ist das gerechtfertigt.« Skeptisch blickte er sich um. »Nun ja, wir werden sehen.«

La Gotte lächelte schwach, dann ging er zum Boot, ließ sich hineingleiten und warf den Motor an.

»Bis bald«, meinte Christopher leise. Nachdenklich sah er dem davonfahrenden Anwalt nach, und ein schwerwiegender Gedanke kam in ihm auf. Wenn Monsieur Gris kein Boot besaß, waren sie alle von nun an Gefangene der Ille d' Vengeance.

»Stop, Freundchen!« befahl eine Stimme, die etwa so viel Charme enthielt wie ein elektrischer Rasenmäher, der über Asphalt schrammt.

Christopher kam dem Befehl nach. Er erstarrte. Gleichzeitig vernahm er das raschelnde Geräusch neben sich, die hastige Bewegung. Dann wurde sein Kopf herumgerissen. Der junge Mann starnte in zwei maskierte Gesichter.

»Sieh an, wen wir da an Land zogen«, stieß der Größere der beiden hervor. Er hatte breite Schultern und einen Stiernacken.

»Ja, das Glück ist uns offenbar hold. Der gute Monsieur Bourg ist das«, erwiederte der andere. Im Gegensatz zu seinem Kumpan war er nur mittelgroß und dünn.

»Was wollt ihr von mir?« fragte Christopher ungehalten. »Und was soll der Mummerschanz?«

»Das wirst du schon noch verstehen«, erwiederte der mit dem Stiernacken boshaft. »Wir sollen dir nämlich eine Nachricht überbringen.«

»Ja, eine Nachricht«, echte der Dünne mit sichtlichem Vergnügen. »Wir möchten dich bitten, deine Pläne ganz schnell abzuändern und diese Insel zu verlassen, du verstehst?«

Darauf ging Chris nicht ein. »Warum?« fragte er.

»Wir stellen die Fragen und erteilen die Befehle, Freundchen!« erklärte der Stiernackige und schoß seine Faust ab. Sie explodierte an Chris' Kinnspitze. Rote Nebel wallten vor seinen Augen. Der junge Mann taumelte zurück.

»Verstehst du jetzt?« erkundigte sich der Dünne höflich. »Ich meine, wenn du nicht verstehen willst, dann gibt es natürlich auch noch andere Möglichkeiten.« Provokierend wippte er auf den Zehenspitzen. Obwohl es ziemlich komisch aussah, konnte Chris im Augenblick nicht darüber grinsen. Er holte tief Atem und nickte. »Es ist wegen des Testamentes, nicht wahr?«

»Testament?« wiederholte der Bullige. »Weißt du, was er meint, Partner?«

Der andere schüttelte den Kopf. »Natürlich nicht.«

»Ich werde die Insel nicht verlassen«, erwiederte Chris in diesem Moment. »Tut mir leid!«

»Mir auch«, stieß der Bullige hervor und schlug wieder zu. Aber diesmal war Christopher Bourg auf der Hut gewesen. Er tänzelte zur Seite, und der Schlag ging ins Leere. Mit der Wucht eines Dampfhammers rammte seine behandschuhte Hand an Chris' Kopf vorbei. Aber Chris beging den Fehler, nur auf den Stiernacken zu achten...

Der Dünne kam von hinten. Leider traf sein Schlag genau. Plötzlich hatte Christopher Bourg das Gefühl, daß es in seinem Kopf explodierte. Wie ein mächtiger Sog erfaßte ihn der Schmerz, wirbelte ihn um seine eigene Achse und ließ ihn zu Boden gehen.

Neben sich sah Chris die Schuhe des Dünnen. Er hob seine Hand. »Okay, eure Argumente sind überzeugend«, sagte er sarkastisch. Mühsam raffte er sich wieder auf. Das Geradestehen fiel ihm schwer. Seine Beine fühlten sich weich wie Gummi an.

»Du wirst von dieser Insel verschwinden, Freundchen! Und zwar bis spätestens morgen abend... Wenn wir dich dann immer noch antreffen, bleibt es nicht bei so gemütlicher Unterhaltung... Dann wird es hart, klar? «

Chris zuckte die Schultern. »Das schon, aber könnt ihr mir verraten, wie ich die Insel verlassen soll? Der Anwalt hat das Motorboot mitgenommen. Wir sitzen hier fest.«

»Du willst uns wohl auf den Arm nehmen, Freundchen?« brummte der Stiernackige aggressiv und hob seine Fäuste. »Du brauchst doch nur den lieben Zeitgenossen anzurufen, und schon wird er dich und deine Freunde abholen lassen, nicht wahr?«

»Ihr seid ziemlich gut informiert, das muß ich zugeben.«

»Dann hast du hoffentlich auch kapiert, daß es sinnlos ist, Tricks zu versuchen. Wir sind Profis und passen genau auf, daß du nur das tust, was wir wollen. «

»Und wenn wir feststellen müssen, daß du nicht tust, was wir wollen«, ergänzte der Dünne mit schicksalsschwerer Stimme, »dann müssen es deine Freunde leider büßen...«

Der Bullige wandte sich wieder an Chris: »Du kennst jetzt die Instruktionen. Und nun verschwinde! Bring deinen Freunden die frohe Botschaft! «

Christopher Bourg riß sich zusammen und drehte sich um. Noch immer summte und brummte es in seinem Kopf wie in einem Bienenkorb. Alles drehte sich vor seinen Augen. Aber irgendwie schaffte er es dann doch. Er wankte davon. Als er sich wenig später umwandte, waren die beiden Maskierten verschwunden. Der Erdboden schien sie verschluckt zu haben.

Diesmal brauchte Chris eine volle Stunde bis zum Haus.

Die Schläger hatten ihr Geschäft verstanden, es waren echte Profis. Die Schläge, die Chris einstecken mußte, wirkten präzise wie Zeitzünder.

Der junge Mann zerbiß einen Fluch auf den Lippen. Schließlich setzte sich aber doch sein unverwüstlicher Humor durch. Zumindest behielt Annabelle wieder recht, dachte er.

Er stieß das Portal auf, wankte in die Halle und an die Bar. Dort genehmigte er sich einen doppelten Scotch und fühlte sich schließlich wie neugeboren.

»Die anderen sind...«, begann Annabelle, die lautlos hereingekommen war. Als sie Chris' Gesicht sah, schwieg sie. Zehn Herzschläge lang dauerte ihre Schrecksekunde. »Was ist passiert?« fragte sie leise.

Er berichtete in knappen Sätzen. Danach waren ihre Augen seltsam starr.

»Ich verstehe das nicht«, flüsterte sie etwas hilflos.

»Die beiden Kerle handelten im Auftrag eines der sonst noch denkbaren Erben«, sagte Chris. »Denk nur an den entsprechenden Passus in Onkel Raymonds Testament. Wenn ich diesen Monat auf der Insel nicht durchstehe, erben die in der Anlage genannten Personen und Institutionen das.. «

»Du meinst, jemand heuerte ein paar Gangster an, um dich und uns von dieser Insel zu vertreiben?« Annabelle konnte es noch immer nicht glauben.

Chris nickte nur. »Ja, das meine ich. Es ist die einzige logische Erklärung, findest du nicht auch?« Er strich über ihr erhitztes Gesicht.

In ihren Augen leuchtete es auf. »Aber wir werden uns nicht verjagen lassen, Monsieur Bourg, nicht wahr?« stellte sie dann fest und lächelte schwach. Ihr Kampfgeist schien zu erwachen, und Chris merkte, wie es auf seinem Rücken prickelte. So liebte er Annabelle.

»Wir stellen den Ganoven eine Falle. An uns werden sie sich die Zähne ausbeißen.« Sie hatte ihre Finger zu Fäusten geballt.

»Du bist also fest entschlossen, mein Goldstück?« fragte er scheinbar zögernd.

»Du etwa nicht?« Sie schüttelte den Kopf. Ihre schwarzen Haare flogen. »Du willst doch nicht etwa kneifen?«

»Aber nein!« Er lachte. »Ich meine nur, daß wir vielleicht auch die anderen einweihen sollten. Schließlich drohten die Gangster damit, daß...«

Sie unterbrach ihn tatendurstig. »Aber natürlich werden sie unserer Meinung sein, Chris. Sie lassen uns nicht in Stich. Du wirst es erleben.«

»Okay, wir werden mit ihnen sprechen, aber erst später. Jetzt will ich erst mal telefonieren:«

Sie blickte ihn an. »Mit La Gottes Büro?«

»Du bist eine Hellseherin, ma belle«, antwortete er lächelnd. »Mich interessiert jetzt nämlich brennend, wer die auf der Anlage genannten Erben sind, weißt du? Gegner erkannt - Gefahr gebannt«, setzte er philosophisch hinzu.

Sie gingen in das kleine Arbeitszimmer. Die einfache Einrichtung bestand hier nur aus einem uralten Schreibtisch, einem unbequemen Ohrensessel und einigen Wandregalen. Sie waren bis oben hin mit zerfledderten Büchern und Reiseberichten unzähliger guter und schlechter Autoren vollgestopft. Jedoch konnte diese kleine Bücherauswahl lange nicht mit der gigantischen Zahl an Büchern in der Bibliothek konkurrieren.

Christopher setzte sich in den Sessel und griff nach dem Telefonhörer. Dort erwartete ihn eine weitere Überraschung: Die Leitung war tot.

Die Verbindung zur Außenwelt, wie Pierre La Gotte sich ausgedrückt hatte, existierte nicht mehr.

Drei Tage vergingen, ohne daß etwas geschah.

Christopher Bourg hatte mit seinen Freunden Kriegsrat gehalten, und alle beschlossen einstimmig, daß sie sich von der Drohung der beiden Gangster nicht allzusehr beeindrucken lassen wollten. Im Gegenteil. Sie überlegten, wie sie selbst in die Offensive gehen konnten.

Sie durchkämmten die ganze Insel. Fast jeden Stein drehten sie um. Jedoch blieb alles vergeblich. Von den Gangstern fehlte jede Spur. Entweder hatten sie die Insel vorerst verlassen, oder sie lauerten in einem guten Versteck.

Chris war nervös und das nicht ohne Grund. Jeden Augenblick konnten die Gegner zuschlagen... Er kam sich vor, wie ein Mann auf dem sprichwörtlichen Pulverfaß, wobei die Lunte schon angesteckt war.

Auch die Erleichterung darüber, daß es sich bei den Banditen offenbar um menschliche Wesen handelte, konnte an dieser düsteren Stimmung nichts ändern.

Doch nichts geschah - noch nicht...

»Bis jetzt verläuft doch alles recht friedlich, findest du nicht?« fragte Albert Poinnot und strich zufrieden über seinen Bauch.

Albert Poinnot war ein Zweizentnermann, neunundzwanzig Jahre alt und unverwüstlich. Der rote Vollbart, der sein Gesicht zerte, ließ ihn wesentlich älter und ernster aussehen, als er tatsächlich war.

Poinnot pflegte zwei Hobbys: Wodka und Jazz. Beide hatte er, da er ein ziemlich konsequenter Mann war, auch beruflich miteinander zu verbinden verstanden. Er war Sänger und Schlagzeuger einer Band, die regelmäßig in einschlägigen Lokalen von Brest auftrat. Der Wodka gab, wenn man Eddy glauben wollte, seiner Stimme das gewisse Etwas.

Christopher brummte etwas Unverständliches.

»Wie bitte?«

»Ich sagte, daß du einen sonnigen Humor besitzt«, wiederholte er und fixierte den Freund. Der tat unbeeindruckt, gähnte und erhob sich. Dabei blickte er auf seine Uhr. »Ist unsere Wache nicht bald vorbei?« erkundigte er sich dann, »Yvonne wird mich sicher schon vermissen.«

Chris sah zum Himmel und erwiderte nichts. Manchmal fand er den Freund ziemlich unausstehlich - vor allem dann, wenn er selbst tödliche Situationen nicht ernst nahm.

Und hier befanden sie sich in solch einer tödlichen Situation. Seit gestern teilten sie Wachen ein. Wenn der Gegner zuschlug, wollten sie vorbereitet sein.

»Na, komm schon, unsere Wache ist vorbei«, brachte sich Albert erneut in Erinnerung, diesmal nachdrücklicher. Er sprach lauter.

»Okay, okay«, meinte Chris und erhob sich ebenfalls.

Sie gingen den schmalen Weg zurück zum Haus. Der Pfad führte nahe am Rand der Klippen vorbei. Unablässig vernahmen sie die Wogen der Brandung, die einige Meter tiefer gegen den Fels klatschte. Die aufgehende Sonne tastete sich mit ihren ersten Strahlen zur Erde nieder und tauchte alles in ein seltsames, unwirkliches Licht. Eine ähnliche Stimmung hatte von Chris Besitz ergriffen: Unruhe - ja, genau das war es, eine nagende Unruhe... Was würde nun geschehen, nachdem sie die Insel nicht wie verlangt verlassen hatten?

»Du, ich glaube, wir bekommen Besuch«, sagte Albert Poinnot, ohne seine Stimme sonderlich zu heben.

Christopher sah in die Richtung, in die Albert deutete. Zwei Männer waren dort zu sehen. Sie kamen vom Strand herauf. Zweifellos war das Haus ihr Ziel.

»Los«, flüsterte Chris und rannte los.

Minuten später hatten sie eine Stelle erreicht, von der man einen hervorragenden Überblick hatte. Der Pfad, der vom Strand zum Haus führte, zog nur wenige Meter tiefer vorbei. Chris preßte sich gegen die vom Morgentau feuchte Erde und spähte hinunter. Schritte waren gleich darauf zu hören - und Stimmen.

»Was tun wir, wenn das die Burschen sind?« erkundigte sich Albert so leise wie möglich.

Chris zuckte die Schultern und kniff die Augen zusammen. Die beiden Männer bogen um einen mannshohen Strauch und waren nun deutlich zu erkennen. Es handelte sich um Kommissar André Neville und seinen Assistenten Gallien.

»Falscher Alarm«, flüsterte Chris und erhob sich.

»Du kennst die Burschen?« brummte Albert erstaunt.

»Polizei«, erwiederte Chris einsilbig. Er fragte sich, was geschehen sein mochte. Warum tauchten die beiden Beamten ausgerechnet jetzt auf der Ille d' Vengeance auf?

»Hallo, Kommissar Neville!« rief er und stand auf.

Der Kopf des Polizisten ruckte hoch. »Ah, sieh an, Monsieur Bourg«, erwiederte er, ohne sich die geringste Spur seiner Überraschung anmerken zu lassen. »Erwarteten Sie uns etwa?«

»Nein, eigentlich nicht«, antwortete Chris so überzeugend wie möglich. »Wir waren auf der Jagd nach einem ansehnlichen Frühstück, wissen Sie. Der Hunger - Sie verstehen, mon Commissaire? «

»Aha, der Hunger«, versetzte André Neville. Inzwischen hatte er behende den leichten Abhang erklimmen und sich vor Chris und Albert aufgebaut.

»Sie sind ein Freund von Monsieur Bourg? «

»Klar«, antwortete Albert unbeeindruckt von der knappen Art des Kommissars.

Neville nickte. »Ich muß mit Ihnen sprechen, Monsieur Bourg«, sagte er dann.

»Stets zu Diensten.«

»Kennen Sie einen gewissen Francois Dutrone? «

»Ja. Er ist mein Freund. Warum fragen Sie?«

»Weil er Ihr Freund war. Er ist tot!«

Christopher starre den Kommissar verblüfft an. »Wie ist er gestorben?« flüsterte er dann mit heiserer Stimme.

»Herzversagen«, gab Nevilles Assistent Auskunft.

»Herzversagen«, echte Chris tonlos, fixierte den Kommissar und bemühte sich um einen festen Klang in seiner Stimme. »Aber das ist unmöglich, hören Sie... Francois war kerngesund! Er kann nicht an Herzversagen gestorben sein. Er...«

André Neville unterbrach ihn. »Das sagte mir der Arzt, der die Obduktion durchführte, auch. Dennoch: Francois Dutrone starb an Herzversagen - wie Ihr Onkel...«

»Sie wollen damit doch nicht etwa behaupten, daß...«, begann Albert Poinnot mit polternder Stimme.

Aber der UWA-Detektiv stoppte ihn mühelos und winkte ab. »Ich rede mit Monsieur Bourg, und ich denke, daß er in der Lage ist, für sich selbst zu sprechen, klar? Wenn ich etwas von Ihnen wissen möchte, dann wende ich mich an Sie. «

Albert holte tief Luft und schwieg.

»Ihr Freund beschäftigte sich mit Parapsychologie«, fuhr Neville fort. »Wir fanden da einige interessante Aufzeichnungen. Besonders wegen seines mysteriösen Todes werden diese Unterlagen interessant. Sagen Sie, Monsieur Bourg, glauben Sie an Geister?«

Mit fahriger Geste wischte sich Chris über die Augen. »Soll das heißen, daß Sie glauben, ein Geist hat meinen Freund zur Strecke gebracht?«

»Das soll gar nichts heißen«, versetzte Neville schroff. »Ich stellte Ihnen lediglich eine Frage, auf die ich eine Antwort möchte.«

Chris verzog das Gesicht. »Darauf kann ich Ihnen keine Antwort geben, mon Commissaire.«

Neville musterte ihn mit hartem Blick. »Das kann ich verstehen, Monsieur Bourg. Also gut!« Er spie einen Kaugummi aus und fuhr sich über sein schütteres Haar. »Aber vielleicht wäre es ganz vernünftig, wenn Sie sich einige Gedanken über diese Sache machen würden.«

»Verdächtigen Sie mich schon wieder?« fragte Chris ungläubig. »Hören Sie, ich habe Zeugen, die ..«

»Schon gut«, meinte der Kommissar und winkte ab. »Diesmal glaube ich Ihnen sogar.« Damit schien für ihn die Angelegenheit erledigt zu sein. Er nickte seinem Assistenten zu und wandte sich zum Gehen.

»He, Kommissar«, rief Chris und ging dem Polizisten nach. »Wo hat man Francois gefunden? Ich meine...«

»Wieso fragen Sie das?« wollte Neville wissen. Aber dann nickte er, ohne Chris' Antwort abzuwarten. »Er lag in seinem Wohnzimmer. Es muß ihn beim Telefonieren erwischt haben. Jedenfalls hielt die Rechte den Hörer umkrampt. Genügt Ihnen diese Auskunft?«

Chris nickte, aber dann fiel ihm noch etwas ein: »Wann geschah es?«

»Vor vier Tagen exakt. Morgens. Einen Tag, ehe Sie sich auf dieses bezaubernde Eiland zurückzogen. Noch eine Frage, Monsieur Bourg?«

»Nein«, erwiderte Chris. Er mußte sich anstrengen und durfte sich die Aufregung, die in seinen Eingeweiden wühlte, nicht anmerken lassen. Francois Dutrone war tot - gestorben an Herzversagen! Ausgerechnet an jenem Morgen, als er, Chris, ihn zu erreichen versucht hatte. Zufall oder...«

»Sie wissen, wo Sie uns erreichen können«, erklärte Kommisaar Neville und reichte ihm seine Karte. »Falls Sie uns etwas mitzuteilen haben, Monsieur Bourg, rufen Sie uns an, ja?«

Mechanisch nickte Christopher und steckte die Karte ein. Gleichzeitig wollte er dem Kriminalisten sagen, daß auf der Ille d'Vengeance etwas im Verborgenen brodelte... daß irgend jemand die Telefonleitungen des Hauses durchschnitten hatte... - aber er brachte keinen Laut über die Lippen, so sehr er sich auch anstrengte. Ihm war nicht möglich, über diese Sache zu reden. Ein rascher Seitenblick zu Albert zeigte ihm, daß es seinem Freund

ebenso erging wie ihm.

Eine unheimliche Macht kontrollierte ihn und Albert. Zweifellos! Diese Erkenntnis traf ihn wie ein Schlag! Aber dann hatte er sich wieder völlig in der Gewalt. Sein Trotz erwachte. Irgendwie mußte er es schaffen, den Kommissar auf seinen Zustand aufmerksam zu machen.

»Wollen Sie nicht mit uns frühstücken; Kommissar Neville?«

»Da ihre Jagd noch nicht sehr erfolgreich war, wie ich leider feststellen muß, lehne ich lieber ab. Ich schätze nichts so sehr wie ein opulentes Frühstück, daher möchte ich nicht enttäuscht werden. Ein anders Mal werde ich Ihre Einladung aber gern annehmen.« André Neville lächelte knapp und wandte sich zum Gehen. Gallien folgte ihm wie sein Schatten.

Erst Minuten später wich der Bann von ihnen. Chris fluchte. Stumm schüttelte Albert den Kopf. »Das gibt es doch nicht,« preßte er hervor. »Und das zu allem auch noch auf nüchternem Magen..«

»Verdammt, ich glaube an Geister, Albert! Ja, so langsam glaube ich wirklich daran.« Chris war totenbleich.

Albert Poinnot nickte und hob seine Schultern. Nachdenklich kratzte er seinen struppigen Bart. Auch er schien ziemlich verwirrt zu sein, denn er sagte nichts mehr.

In der Höhle war es feucht und kalt. Claude Munier zerbiß einen Fluch zwischen den Zähnen und wandte sich an seinen Partner: »Wie lange sollen wir hier eigentlich noch auf unseren großen Auftritt warten?« fragte er ungehalten.

Claude Munier, der Mann mit dem Stiernacken, haßte nichts so sehr wie untätiges Warten. Gewöhnlich führte er seine Aufträge direkt und ohne hinderliche Umwege aus.

Sein Partner, Frederik Charnacier, wußte, was ihn bewegte. Schulterzuckend meinte er: »Du weißt, was der Boß angeordnet hat. Wir müssen diesem feinen Monsieur Bourg einige Tage Bedenkzeit lassen. Und was der Boß wünscht, das ist für uns nun mal Gesetz. Was regst du dich darüber auf?«

Frederik Charnacier verzog sein Pickelgesicht zu einer Maske und widmete seine Aufmerksamkeit wieder dem Comicheft, in dem er gelesen hatte.

»Verdammt«, knurrte Claude Munier. »Mir gefällt dieser Auftrag nicht sehr. Ich halte es in dieser Höhle nicht mehr aus.«

Wild sah er sich um, aber die Dunkelheit war überall. Die Höhle, in der sie sich versteckt hielten, führte etwa zwanzig Meter tief in die Klippen auf der Nordseite der Insel. Nirgends war diese Höhle groß genug, daß ein Mann aufrecht stehen könnte. Das Licht, das tagsüber zu ihnen hereinfiel, war milchig-trüb. Da der schmale Eingang direkt über dem Meer lag, roch es außerdem durchdringend nach Tang und Meerwasser.

Frederik Charnacier richtete seine Taschenlampe auf den Kumpan. Der feine Lichtstrahl durchschnitt die Dunkelheit. »Nun sei nicht so unruhig, Claude. Das zerstört nur die Nerven, und gerade die brauchen wir bei diesem Unternehmen. Morgen abend schlagen wir zu, und dann verschwinden wir von dieser Insel.«

»Wird auch Zeit«, murkte Claude Munier. Er kroch zu Frederik und grinste. »Denen werden wir das Fürchten beibringen, was?«

Charnacier nickte. »Das werden wir, Partner. Na, jetzt beginnt dir die ganze Sache wieder Spaß zu machen.«

»Klar, Mann.«

»Na siehst du. Und jetzt stör' mich nicht mehr. Ich möchte dieses Heft gern in Ruhe zu Ende lesen.«

Die Zeit verrann. Das monotone Rauschen des Meeres wirkte einschläfernd. Für ein paar Sekunden fielen Claude Munier die Augen zu. Gleich darauf war er wieder hellwach. War das nicht ein Geräusch gewesen?

Er hob seinen Schädel und lauschte angestrengt. Nichts. Außer dem Plätschern der Wellen war kein Laut zu hören.

»Hast du nichts gehört?« erkundigte er sich bei seinem Partner.

Der murmelte etwas Unverständliches und hob unwillig den Kopf. »Was soll ich denn gehört haben, verdammt! Du glaubst doch nicht, daß Bourg und seine Freunde dieses Höhlenversteck finden? Ausgerechnet mitten in der Nacht.«

Munier biß die Zähne zusammen. Manchmal ging ihm sein arroganter Partner ganz schön auf die Nerven. Der bildete sich wohl ein, etwas Besseres zu sein.

Eine Gänsehaut rann über Muniers Rücken. Er zuckte zusammen. Ein eisiger Lufthauch hatte ihn gestreift. Seine Furcht wuchs. Und dann sah er die Augen! Rote, blutrote Augen waren es - und sie leuchteten im Dunkeln...!

»Da! Frederik! Sieh doch!« kreischte Munier in höchster Angst.

Behäbig drehte sich Charnacier um. »Was ist denn jetzt schon wieder, Claude? Willst du mich auf den Arm ne...« Das letzte Wort blieb ihm buchstäblich im Hals stecken. Er sah nun selbst die Augen. Und diese Augen schwebten näher...

»Das gibt es nicht!« flüsterte Charnacier entsetzt.

»Laß uns verschwinden, Frederik!« flüsterte Claude Munier entsetzt. Schon kroch er zum Ausgang, ohne die Reaktion seines Partners abzuwarten.

So sah er nicht, wie die blutigen Augen größer wurden und wie Frederik Charnacier dieses Schauspiel mit verzücktem Blick beobachtete.

Urplötzlich verschwanden die Augen - und doch...

Frederik Charnacier hörte die wispernde, befehlende Stimme, die direkt in seinem Gehirn erklang: »Töte deinen Partner! Töte ihn, denn er will fliehen! «

Wie eine Marionette erhob sich Charnacier in kriechende Stellung und folgte Munier. »He, Claude!« rief er ihm nach. »Warte auf mich! Die verfluchten Augen sind verschwunden... Ich bin sicher, daß alles eine ganz normale Erklärung hat. Warte!«

Munier wandte sich um. Hinter ihm war ein scharrendes Geräusch zu hören, dann sah er Frederik. Das fahle Mondlicht, das durch den Höhleneingang sickerte, ließ sein Gesicht unnatürlich bleich und leblos erscheinen.

Claude Munier wischte sich über das Gesicht. Immer noch schwitzte er, und noch immer saß die Angst in seinem Herzen.

Inzwischen war Frederik so nahe herangekommen, daß er ihn mit ausgestreckter Hand hätte berühren können. Aber irgend etwas warnte Claude unvermittelt, dem Partner noch zu vertrauen. Da war dieser seltsame Ausdruck in seinem Gesicht...

»Frederik«, sagte Claude verwundert.

»Du wirst sterben!« grollte in diesem Moment eine dumpfe Stimme, die scheinbar aus Frederiks halbgeöffnetem Mund kam. Aber niemals war das Frederiks Stimme! Nein, das war nicht der Kumpan - nicht mehr...

Speichel floß aus dem Mund des Partners, ohne daß ihn dies zu stören schien. Frederik war übergeschnappt!

Claude Munier warf sich herum. Der Höhleneingang war nur noch knapp vier Meter entfernt. Wenn es ihm gelang, diese Höhle zu verlassen, dann hatte er sämtliche Chancen auf seiner Seite.

Doch in diesem Augenblick stürzte sich Frederik Charnacier auf ihn. Seine Finger waren zu Krallen gebogen. Munier fluchte unterdrückt, als sich die Finger des Freundes um seinen Hals schlossen. Woher schöpfte der dünne Kerl solche unheimlichen Kräfte?

Dieser Gedanke hämmerte durch Claude Muniers Kopf, bis es vorbei war.

Sekundenlang herrschte tödliche Stille in der feuchten Höhle. Nur Frederik Charnaciers hektisches Atmen war zu hören.

Als Frederik zu sich kam und wieder Herr seiner Sinne und Handlungen war, sah er den leblosen Körper seines Partners. Ungläubig richtete er sich auf. Langsam rieselte das Grauen über seinen Rücken.

Was war geschehen? Er erinnerte sich nur an dieses grauenvolle Augenpaar, in das er schließlich hineingestürzt war... »Du warst mein Werkzeug«, sagte da hinter ihm eine höhnische Stimme.

Keuchend wirbelte Charnacier herum. Nichts war zu sehen... er war allein.

Allein mit dieser Stimme und mit den Augen!

Überall sah er sie plötzlich! Die Augen führten einen wilden Tanz auf.

»Es war belustigend, zu sehen, wie du mir - MIR - gehorchtest. Sonst bin ich derjenige, der gehorchen muß!« Schrilles Lachen folgte den Worten. »Aber genug gescherzt. Auch dich muß ich vernichten, Sterblicher. Mein Herr wünscht, daß sein großer Plan nicht gestört wird . «

»Nein! Nein!« stammelte Frederik, und das Echo dieser Schreie hallte wider von den Wänden der Höhle.

»Nenne mir den Namen deines Auftraggebers!«

»Wenn - wenn ich dir seinen Namen sagen kann... läßt du mich dann verschwinden? Ich meine, wirst du mich verschonen? Ich verspreche auch, daß ich nie, über das hier Erlebte reden werde! Bitte! «

Schweigen... Tödlich lastete dieses Schweigen in der Höhle. Frederik Charnacier wußte, was es bedeutete: Der Unheimliche ließ nicht mit sich handeln. Er war verloren!

»Ich will den Namen deines Auftraggebers wissen!«

»Nicolas Aubert ist es«, flüsterte Frederik Charnacier tonlos. »Er will Bourgs Vermögen erben, deshalb engagierte er uns, damit wir dafür sorgen, daß Bourg die Bedingungen seines Onkels nicht erfüllt.«

Frederik Charnacier sank in sich zusammen. Er fühlte sich leer und verraten. Da registrierte er mit schrecklicher Deutlichkeit, daß sich sein Herzschlag verlangsamte. . .

Heftig prasselte der Regen gegen die Fensterscheibe des Hauses. Irgendwo schlug ein Fensterladen wummernd gegen die Mauer.

Lustlos stocherte Chris in seinem Essen. Schon seit Tagen hatte er keinen richtigen Appetit mehr.

»Wenn du weiterhin so wenig ißt, fällst du vollends vom Fleisch, mein Bester«, sagte Annabelle und warf einen bezeichnenden Blick auf seinen Teller. »Schließlich mußt du nicht nur stark sein für den Fall, daß dieser komische Geist doch noch auftaucht, um uns alle zu vernichten, sondern auch für... Nun ja, du weißt schon.«

Albert winkte ab. »Wer wird denn immer daran denken, Annabelle? Nun gönn' deinem Chris doch auch mal ein wenig Ruhe.« Verschwörerisch zwinkerte er Annabelle zu. »Außerdem schätze ich, daß der Geist, von dem du sprachst, nicht mehr erscheint. Immerhin sind wir jetzt seit drei Wochen auf der Insel, und nichts ist passiert. Nicht mal die beiden Burschen, die Chris so übel mitspielten, sind mehr aufgetaucht. Ich schätze, daß das ein gutes Omen ist. «

»Jedenfalls war es ein sehr interessanter Urlaub«, warf Yvonne lächelnd ein. »Ohne Farbfernseher und Rushhour - aber doch mit einem Höchstmaß an nervlicher Zerfaserung.« Sie schüttelte den Kopf. Noch einmal möchte ich das nicht miterleben - wirklich nicht. «

Antoine Tryon lachte plötzlich rauh. »Ihr scheint alle zu vergessen, daß noch eine ganze Woche vor uns liegt. Sieben Tage müssen wir noch auf der Insel verbringen und überleben.«

»Du meinst...«, unterbrach sich Yvonne und sah ihren Verlobten mit großen Augen an.

»Sieben, das ist eine magische Zahl«, murmelte Chris düster.

»Ach was«, brummte Albert gutgelaunt. »Ihr redet euch etwas ein«, beharrte er und führte sein Glas an die Lippen.

»Vielleicht will unser Feind, daß wir unvorsichtig werden. Hast du dir das schon mal überlegt, Albert?« wandte sich Antoine an den Hünen, der ihm genau gegenübersaß.

Unbehaglich zuckte Albert Poinnot die Schultern, dann verzog er das Gesicht. »Na ja, überlegt habe ich mir das natürlich auch schon. Aber, Himmel, es fällt mir trotz dieses seltsamen Erlebnisses am Strand schwer, an Geister zu glauben, verstehst du? Gut, ich konnte das, was ich dem Kommissar sagen wollte, nicht sagen, und Chris konnte das auch nicht. Muß das denn unbedingt das Werk eines Geistes sein?«

»Da gibt es aber noch einige andere Tatsachen, die auf das Vorhandensein eines Geistes schließen lassen, Freund«, beharrte Chris. »Denk an Francois Dutrones seltsamen Tod! Francois beschäftigte sich immerhin mit Parapsychologie, und ich wollte ihn einladen, mit uns auf die Insel zu kommen. Vielleicht wurde er ermordet, weil jemand meine Gedanken lesen konnte. Womöglich wollte irgendwer verhindern, daß wir einen Spezialisten bei uns haben, der sich auf okkulte Phänomene versteht.«

Schweigen senkte sich auf sie nieder. Schließlich räusperte sich Germaine. »Sei mir nicht böse, Chris, aber das - das hört sich so phantastisch an.«

»Das ist es auch«, räumte Chris trocken ein. »Und wenn ich ehrlich bin, so fällt es auch mir schwer, das alles zu akzeptieren. Bislang war ich darauf fixiert, das, was ich durch das Objektiv meiner Kamera sehen konnte, als real anzuerkennen, und plötzlich gibt es da was, das man nicht sehen kann - nur fühlen oder hören. Ich erzählte euch ja von dieser unheimlichen Stimme, die mich drängte, das Erbe meines Onkels anzunehmen.«

»Ah - kann ich mir wohl ein Fläschchen holen?« fragte Albert und deutete auf die leere Scotch-Flasche, die vor ihm auf dem Tisch stand.

Als Chris nickte, erhob er sich und ging mit großen Schritten zur Tür, riß sie auf und prallte gegen die Hausmeisterin.

Hastig murmelte die dürre Frau eine Entschuldigung.

»Ah, ich wollte fragen, ob ich den Herrschaften noch etwas bringen darf?« fragte sie dann unsicher.

»Haben Sie gelauscht, Madame Gris?« erkundigte sich Antoine Tryon direkt.

»Ich? - natürlich nicht... ich lausche nicht!« Empörung klang in der Stimme der Frau. Aber dann schien sie sich zu beruhigen. »Ich... Nun, eigentlich kam ich vorbei, um Sie zu warnen. Sie müssen mir glauben, Monsieur Bourg.« Sie ging zu ihm und umfaßte seine rechte Hand. »Es wird etwas geschehen...«

»Schon gut, Madame Gris, ich glaube Ihnen.« Er blickte in ihre unruhig flackernden Augen.

»Sie glauben mir«, echte sie. »Ich danke Ihnen, Monsieur Bourg. Sie werden es nicht bereuen, weil Sie jetzt gewarnt sind.« Sie kicherte plötzlich.

»Gehen Sie nun zu Ihrem Mann. Es ist schon spät.«

»Danke, Monsieur Bourg, danke.« Sie lächelte schwach, dann verließ sie den Raum. Vorsichtig und leise schloß sie die Tür hinter sich.

In dieser Nacht schlug das Grauen zu.

Germaine Leterrier war ahnungslos. Nur mit einem leichten, ziemlich durchsichtigen Nachthemd bekleidet, schlief sie. Albert lag neben ihr, leise röchelnd. Das tat er immer, wenn er seine einmalig gute Stimme zu sehr "gepflegt" hatte.

An diesem Abend hatte Germaine darauf verzichtet, das Fenster offen zu lassen. Der heftige Regen und die heulenden Geräusche des Windes, der um die Ecken des Hauses orgelte, hatten ihr Angst eingejagt.

Eine schwüle Hitze lastete deshalb in dem Zimmer, das im ersten Stock lag. Es war warm und stickig.

Plötzlich wurde Germaine unruhig. Sie wälzte sich auf die andere Seite. Ein leises Stöhnen löste sich von ihren Lippen.

Unvermittelt war sie hellwach. Bewegungslos blieb sie liegen und hob ihre Lider. Vollkommen reglos starre sie in die Dunkelheit.

Sie hatte etwas gehört: Schritte, leise vorsichtige Schritte... Oder hatte sie es geträumt?

Germaine atmete schneller. Das klare Denken fiel ihr immer noch schwer. Noch hatte sie die notwendige Beziehung zur Realität nicht hergestellt, da hörte sie die Schritte wieder... Deutlich vernahm sie ein häßliches, schlurfendes Geräusch, das sich monoton wiederholte.

Germaine richtete sich auf. Auf ihrer Stirn bildete sich ein leichter Schweißfilm. Sie streckte impulsiv ihre Hand aus und schüttelte Albert heftig.

Aber Poinnot ließ sich dadurch nicht stören, er wachte nicht auf und schlief den Schlaf des Gerechten. Wie mit stählernen Klauen hielt ihn der Scotch im Reich der Träume.

Germaine spürte die Verzweiflung und die Angst in sich hochkommen. Sie zitterte. Ihre Gedanken jagten sich. Was sollte sie tun?

Licht! Ich muß das Licht anknipsen, zuckte es durch ihr Bewußtsein. Mit fahrgen Fingern tastete sie durch die Dunkelheit nach dem Lichtschalter. Sie fand ihn nicht!

»Mein Gott, Albert«, hauchte sie. »Albert! «

Aber Poinnot bewegte sich nicht. Germaine begriff, daß sie in diesen gräßlichen Sekunden ganz allein auf sich gestellt war. Sie wagte nicht daran zu denken, wer in diesem Augenblick durch die Korridore des Hauses des Raymond Sorentau schllich.

Ängstlich verzog sie ihren hübsch geformten Mund. Ihre Lider flatterten. Sie fröstelte. Nur mühsam gelang es ihr, sich zu beherrschen.

Mit einer nervösen Bewegung glitt sie aus dem Bett. Leise tapsend kamen ihre Füße auf dem Holzfußboden auf. Mit ausgestreckten Armen ging die junge Frau durch das Zimmer, in die Richtung, in der sie die Tür wußte. Als sie die Klinke umfaßte, atmete sie auf.

So leise wie möglich öffnete sie die Tür. Ein durchdringendes Quietschen ließ sich aber nicht vermeiden. Germaine hielt den Atem an. Dann zwang sie sich durch den schmalen Spalt.

Dunkel und drohend lag der Korridor vor ihr. Nur wenig Licht drang durch das Fenster, das am anderen Ende des langen Ganges lag. Langsam lief sie darauf zu.

Plötzlich leuchtete es hinter dem Fenster hell auf.

Was war das? Zeichnete sich dort nicht eine Gestalt ab?

Da vernahm Germaine hinter sich ein Zischen. Sie drehte sich um und blickte in zwei blutrote Augen, die im Raum zu hängen schienen.

Sie riß den Mund auf und wollte schreien, aber kein Laut löste sich aus ihrer Kehle. Dann rannte die junge Frau auf das Fenster zu.

Noch immer waren die Augen hinter ihr...

Germaine Leterrier riß das Fenster auf, breitete die Arme aus und versuchte erneut zu schreien, aber es hatte keinen Sinn. Es ging einfach nicht. Ihr Sprachzentrum war blockiert.

Sie sah hinunter - in dieses gähnende Nichts. Nein, zum Springen war es hier zu hoch.

Da geschah etwas Seltsames.

Germaine wich zurück und drehte sich um.

Die merkwürdigen Augen waren verschwunden!

Benommen schloß sie das Fenster und lief zur Treppe. Träumte sie noch immer? War sie eben einer Halluzination erlegen?

Dennoch - es würde besser sein, Chris darauf aufmerksam zu machen. Nur zu gut erinnerte sich das Mädchen an die warnenden Worte, an die Unruhe, die in seinen Augen war. Sie kannte Chris schon beinahe so lange wie Albert. Sie wußte, daß er sich um ihrer aller Wohl sorgte.

Sie machte ein paar Schritte. Da fühlte sie sich plötzlich von einer Titanenkraft hochgehoben. Gleichzeitig war da etwas Rauhes, das sich um ihren Hals legte...

Angst nagte in ihm, allgegenwärtige Angst, und dieses Gefühl ließ ihn arbeiten, nachdenken, grübeln und nach einem Ausweg suchen.

Christopher Bourg wischte sich über seine brennenden Augen, dann konzentrierte er sich wieder auf den Text des vor ihm liegenden Buches. Er hatte sich in die Bibliothek zurückgezogen. Das, was er eigentlich gesucht hatte, war natürlich nicht vorhanden: Bücher über Okkultismus, Parapsychologie, Geisterbekämpfung. Aber da gab es ein anderes, sehr interessantes Werk, eine handgeschriebene Bibel!

Dabei handelte es sich um die Bibel einer Vereinigung, die sich "Die Bruderschaft der Schwarzen Rose" nannte. Noch nie hatte Chris von dieser geheimnisvollen Bruderschaft gehört. Um so mehr wunderte er sich, daß ausgerechnet Onkel Raymond, der nichts so sehr verachtet hatte wie Nachgiebigkeit und Abstraktes, diese Bibel in seiner Bibliothek aufbewahrte...

Obwohl sich ihm keine Lösung seines Problems anbot, hatte er begonnen, in dem Buch zu lesen. Wie spät es mittlerweile schon geworden war, hatte er gar nicht registriert. So saß er an dem wuchtigen Schreibtisch, der nahe dem großen Fenster stand, und der Lichtkreis der hübschen Tiffanylampe war die einzige Lichtquelle im Raum.

Plötzlich glaubte Chris einen dumpfen Schrei zu hören. Sein Kopf ruckte hoch. Mit angespannten Muskeln saß Chris da, bereit gleich aufzuspringen und zu handeln.

Doch der Schrei - oder was immer er auch gehört hatte - wiederholte sich nicht. Deshalb glaubte er, daß seine Nerven ihm einen Streich gespielt hatten und entspannte sich.

Quälend langsam verstrichen die Minuten, dann hörte er Schritte. Laut hallend kamen sie näher, hastig...

Chris erhob sich und hetzte zur Tür. Plötzlich spürte er, daß etwas Grauenvolles geschehen sein mußte.

Von außen wurde die Tür aufgerissen. Albert Poinnot taumelte herein. Sein Gesicht war aschgrau. Der Mann war völlig außer sich.

»Albert! Was ist passiert?« Chris packte den Freund bei den Schultern und schüttelte ihn.

Poinnot holte tief Atem. »Ich - ich habe keine Ahnung, Chris. Germaine ist verschwunden... Sie ist weg! Verdammt, ich bin aufgewacht, und das Bett neben mir war leer. Sie muß schon länger aufgestanden sein, denn das Laken war bereits abgekühlt.«

»Himmel! Du hast nicht bemerkt, daß sie aufgestanden ist?« fragte Chris knapp.

Stumm schüttelte Albert den Kopf. Natürlich machte er sich Vorwürfe, das war offensichtlich. »Wir müssen sie suchen«, preßte er hervor. »Hoffentlich ist es nicht längst zu spät...«

»Hoffentlich«, echte Chris. »Mann, wo wollen wir sie suchen? Dieses Haus ist riesengroß.« Fahrig strich er sein zerzautes Haar zurück und schüttelte den Kopf.

»Der Keller!« stieß Albert hervor. »Dieser Rechtsanwalt sagte doch, daß es außer dem üblichen Keller auch noch Gewölbe und Grabkammern dort unten geben soll. Vielleicht hat man meine Germaine dorthin geschleppt...«

»La Gotte wies aber ausdrücklich darauf hin, daß es sich dabei nur um Gerüchte handelt, Albert«, schränkte Chris ein.

»Das ist jetzt doch unwichtig. Wir müssen irgend etwas tun.« Albert schlug seine rechte Faust in die geöffnete Linke.

»Also gut«, stimmte Chris zu. Er zog den Freund mit sich. Im Korridor knipste er Licht an. Gemeinsam hasteten sie zur Kellertür. Sie war geöffnet.

Kaum merklich zuckte Chris zusammen. Er erinnerte sich ganz genau, daß diese Tür bisher immer verschlossen war. Lag Albert also mit seiner Vermutung richtig? War Germaine - von wem

auch immer - in die Gewölbe unter dem Haus entführt worden?

Chris gab sich einen Ruck und stieß die Tür vollends auf. Knarrend schlug sie gegen das schroffe Mauerwerk. Heimtückische Dunkelheit gähnte ihnen aus der Tiefe entgegen.

Albert Poinnot zögerte keine Sekunde. Schon stieg er die schmalen, ausgetretenen Stufen hinab. Chris folgte ihm mit angespannten Sinnen. Wenn das eine Falle war...

Rasch verdrängte er diesen Gedanken. Nein, er durfte sich nicht verrückt machen!

»Gibt es hier keinen Lichtschalter?« erkundigte sich Albert unruhig.

»Keine Ahnung«, erwiderte Chris. Seine Hände tasteten an der Wand entlang. Mechanisch stieg er tiefer. Alberts Anwesenheit konnte er nur noch ahnen.

Monoton tropfte irgendwo Wasser zu Boden. Ein leises Platschen war zu hören. Erregt stieß Albert die Luft aus den Lungen.

»Das hat keinen Sinn«, meinte er resignierend. »Ohne Licht kommen wir hier unten nicht weiter.« Ein schabendes Geräusch folgte diesen Worten. Albert suchte ebenfalls einen Lichtschalter.

Vergeblich... Chris fluchte. »Wir müssen umkehren«, brummte er, »eine Taschenlampe holen und Waffen.«

Schon drehten sie sich um und tasteten sich die wenigen Meter, die sie von den Stufen der Kellertreppe trennten, zurück.

In diesem Augenblick wurde oben die Kellertür zugeschlagen. Wie ein Donnerschlag hallte das Geräusch durch die Stille. Chris merkte, wie ihm der Schweiß in Strömen über den Rücken rann. Sein Atem beschleunigte sich, als er wie von Sinnen die gefährlichen Stufen hinaufstürmte. Er erreichte die Tür und warf sich dagegen. Mit splitterndem Krachen wurde sie aus den Angeln gerissen. Chris taumelte in den Korridor.

»Bist du okay, Albert?« keuchte er, als er sich von den steinernen Fliesen aufraffte.

»Ja«, kam es knapp zurück. Sekunden später stand Albert Poinnot neben Christopher Bourg. »Und jetzt?« fragte er leise.

Ein gräßlicher Schrei entnahm Chris einer Antwort. Schaurig, schrill und voller Entsetzen hallte er durch die Korridore des Hauses, um dann jäh abzubreßen und einer bleiernen Stille zu weichen.

»Das war Germaine!« stieß Albert hervor. Schon rannte er los. »Komm, Mann! Der Schrei kam aus dieser Richtung.«

Gleich darauf erreichten sie die Halle. In diesem Teil des Hauses war es dunkel und kalt. Chris drehte den Lichtschalter, aber nur ein hartes Knacken war zu hören. Es blieb dunkel.

Im ersten Stock wurden Stimmen und Schritte laut. Die andern waren durch den Schrei ebenfalls aufgeschreckt worden.

Chris machte ein paar Schritte vorwärts. Da vernahm er das Wimmern. Er starnte in die Richtung, in der das Portal lag. Jetzt gewöhnten sich seine Augen an die Dunkelheit. Ein helles Rechteck war zu erkennen. Das Portal stand offen - und dort bewegte sich etwas...

Im ersten Stock wurde das Licht angedreht. Jetzt sah Chris alles...

Wie erstarrt stand Albert wenige Schritte vor ihm. Madame Gris lag wimmernd auf dem Fußboden und starre auf Germaine.

Ein Strick war um ihren schlanken Hals geschlungen. Das andere Ende war an einem der Deckenbalken der Halle befestigt.

André Neville stoppte seinen Dienstwagen vor dem Hauptquartier. Er schaltete den Motor ab, dann lehnte er sich in dem unbequemen Sitz zurück und fuhr sich über die Augen.

Der UWA-Agent fühlte sich hundemüde. Gleichzeitig aber wußte er, daß er in dieser Nacht wieder kein Auge zubekommen würde. Seit ein paar Tagen litt er an Schlafstörungen, und was er auch dagegen zu unternehmen versucht hatte - es war vergeblich gewesen.

André Neville zündete sich eine Zigarette an - die erste seit zwei Jahren. Tief inhalierte er. Es schmeckte widerlich.

Er quälte sich aus dem Wagen, schlug die Tür zu, verschloß sie und wollte losgehen. Da fiel ihm ein Schatten auf, der sich aus einem Hauseingang der gegenüberliegenden Straßenseite löste und direkt auf ihn zukam.

Neville reagierte so, wie er es in langen Dienstjahren gelernt hatte. Er griff nach seiner Waffe und ließ sich nichts anmerken. Allerdings arbeitete es in seinem Kopf auf Hochtouren. Wer wollte um diese Zeit noch etwas von ihm? War der Schatten überhaupt auf ihn aus? Womöglich sah er schon Gespenster . .

»Ah - sind Sie Monsieur Neville?« fragte in diesem Augenblick ganz unverhofft der Schatten.

Langsam drehte der Kommissar sich um und lockerte den Griff seiner Pistole. Der Mann, der ihm gegenüber stand, sah harmlos aus: Mittelgroß, schmales, gut geschnittenes Gesicht, kurze Haare. Der Mann schien Sorgen zu haben, denn seine Lippen bebten, und in den dunklen Augen flackerte nackte Angst!

André Neville zog eine Augenbraue hoch, dann nickte er. »Der bin ich. Was wollen Sie von mir, Monsieur?«

»Ich bin Nicolas Aubert«, stellte sich der andere vor. Er sprach sehr leise, gerade noch verständlich. »Ich muß mich entschuldigen, daß ich Sie um diese Zeit noch behellige, mon Commissaire, aber...« Er blickte sich gehetzt um, ehe er weitersprach. »Ich - ich werde verfolgt! «

»Von wem?«

Nicolas Aubert räusperte sich. »Können wir nicht von hier verschwinden? Ich meine - Sie haben doch ein Büro...«

»Meinetwegen... Kommen Sie mit!« Innerlich seufzte Neville, Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr. Kurz vor ein Uhr morgens. Aber dann erinnerte er sich seiner Schlafstörungen und fügte sich in diese ungewöhnliche Situation.

Mit dem Paternoster fuhren sie in den dritten Stock. Das Büro des Kommissars lag am Ende eines scheinbar endlosen Korridors. Sie traten ein. Mit einer routinierten Bewegung warf Neville seinen zerknautschten Hut über den mittelalterlichen Ständer.

Als er sich schließlich hinter seinem Schreibtisch niedergelassen hatte, fixierte er Nicolas Aubert. »Also: Weshalb warteten Sie da unten auf mich, obwohl Sie verfolgt werden?«

»Ich wußte, daß Sie den Fall Raymond Sorenteau bearbeiten, mon Commissaire«, begann der Mann zögernd.

Neville horchte auf. »Woher wissen Sie das?«

»Nun, ich bin einer der Erbberechtigten. Ich meine, wenn Monsieur Bourg das Erbe seines Onkels abgelehnt hätte, wäre ich einer gewesen... «

»Aber Monsieur Bourg nahm das Erbe an. Okay. Weiter!«

»Kommissar - Sie werden mich vielleicht für verrückt halten, wenn ich Ihnen erzähle, was mir heute abend passiert ist. «

»Lassen Sie es darauf ankommen, Mann! Erzählen Sie endlich! Sie können mir glauben, daß ich hier nicht zu meinem Vergnügen sitze, klar?«

Nervös lockerte Nicolas Aubert seine Krawatte. Endlich nickte er und gab sich einen Ruck. »Als ich vor etwa fünf Stunden nach Hause kam, passierte es. Ich wollte das Licht andrehen, aber das klappte nicht. Und dann sah ich plötzlich vor mir in der Finsternis zwei blutrote Augen... Sie kamen immer näher...« Nicolas Aubert räusperte sich. »Geben Sie mir wohl ein Glas Wasser, Kommissar? Ich . . «

Neville erhob sich und ging in den angrenzenden winzigen Raum. Mit einem Glas Wasser in der Hand kehrte er gleich darauf zurück. »Hier!«

»Danke!« Nicolas Aubert leerte das Glas. »Sie müssen mir glauben, Inspektor!«

»Was geschah weiter, Monsieur Aubert? « fragte Neville und bemühte sich, kühl und beherrscht zu wirken. Langsam schien es ihm doch, daß dies ein Fall für die UWA und nicht für die französische Kripo war.

»Nun, ich spürte, wie mir eine unheimliche Kälte entgegenschlug, und dann erklang diese Stimme. Kommissar, ich schwöre Ihnen, das war keine menschliche Stimme! Ich müsse sterben, sagte sie. Eine Hand, eine unsichtbare Hand, legte sich um meine Brust. Ich schrie und wollte mich aus dem Zugriff befreien, aber da ...« Abrupt unterbrach sich der späte Besucher. Seine Augen schienen unvermittelt aus den Höhlen zu quellen. »Da - mon Commissaire! Spüren Sie es nicht?« flüsterte er, und sein Gesicht wurde kalkweiß.

Verwundert schüttelte Neville den Kopf. »Nein, was soll ich denn spüren? «

»Diese Kälte«, hauchte der Besucher tonlos. »Diese unheimliche Kälte!«

»Monsieur Aubert, ist Ihnen nicht gut? - Soll ich einen Arzt rufen? « fragte Neville in ernsthafter Sorge um den Mann. Aus einem unerfindlichen Grund bezweifelte er plötzlich, daß der Mann nüchtern war... - und doch...

Schlagartig erlosch das Licht.

Eine hundertstel Sekunde später reagierte der geschulte UWA-Agent! Mit einer Gewandtheit, die ihm keiner seiner Kollegen auf dem Kommissariat zugetraut hätte, glitt er aus dem Sessel zu Boden. Nur die hektischen Atemzüge dieses seltsamen Monsieur Aubert waren zu hören.

»Sind Sie in Ordnung?« fragte Neville flüsternd.

Hölle, dachte er, warum rede ich nicht normal? Der Kerl hat mich mit seinen Worten tatsächlich beeindruckt!

»Mon Commissaire«, keuchte Nicolas Aubert jämmerlich. »Die Augen! Sehen Sie doch nur, diese Augen! «

Neville richtete sich auf und starre angestrengt in die Dunkelheit. Er sah nichts - weder Augen noch sonstwas.

Vorsichtig huschte er zur Tür. Als er sie erreichte, faßte seine Hand nach dem Lichtschalter. Jedoch blieb es dunkel, als er daran drehte.

Neville fluchte stumm. Eine Gänsehaut kroch über seinen Rücken. Das war ihm noch nie passiert.

»Aubert! « rief der UWA-Detektiv.

Keine Antwort. Totenstille senkte sich über den Büroraum. André Neville stieß die Tür auf. Das Korridorlicht flutete ins Büro. Der UWA-Agent bemerkte einen widerlichen Geruch.

Dann sah er Nicolas Aubert. Bewegungslos lag er auf dem Fußboden, die Arme ausgestreckt.

»Da haben wir den Salat«, murmelte der UWA-Agent, der schon schlimmere Situationen im Kampf gegen Geister und Dämonen durchgestanden hatte. Er kniete nieder, fühlte Auberts Puls und konnte nur noch den Tod des Mannes feststellen.

Neville erhob sich benommen und rief den Arzt Paul Dupont an. Jetzt wußte André, wie Raymond Sorenteau und Francois Dutrone zu Tode gekommen waren, und er wußte auch, was der Arzt später bei Aubert feststellen würde: Herzversagen!

»Ich warnte Sie, aber Sie haben mir nicht geglaubt«, kicherte Madame Gris hysterisch. »Jetzt sehen Sie, was passiert, wenn man meine Warnungen nicht ernst nimmt... Sie ist tot!« Mit ihren langen, knochigen Fingern deutete sie auf Germaine Leterrier.

»Hören Sie auf! « explodierte Albert Poinnot. Tränen standen in seinen Augen, und seine Stimme vibrierte.

Beruhigend klopfte ihm Christopher Bourg auf die Schultern.

Inzwischen waren auch die anderen Freunde herbeigekommen und standen schweigend bei ihnen. Alle hatten das Grauen im Gesicht. Nur zu gut konnte Chris sich denken, was sie bewegte.

Nur ein Gedanke: Wer von uns wird der nächste seid?

Er wandte sich an Madame Gris, die dumpf vor sich hinbrütete. »Warum waren Sie vor uns hier? Hörten Sie ein Geräusch - oder...«

»Ich spürte, daß es passierte«, unterbrach sie ihn. »Ich wußte, daß es geschieht. Deshalb stand ich auf und ging in die Halle. Erst dann sah ich, wie Mademoiselle Germaine dort hing... Da begann ich zu schreien. « Ruckartig hob die Hausmeisterin ihren Kopf und blickte Chris direkt an. »Sie glauben mir doch, Monsieur Bourg? Nicht wahr, Sie glauben mir? «

»Das sagte ich bereits«, nickte er. »Wo ist Ihr Mann?«

»Ich weiß es nicht.« Das hörte sich trotzig an. »Wir haben uns gestritten. Daraufhin verließ er das Haus.« Wieder lachte sie völlig grundlos. »Ich werde jetzt auch gehen«; sagte sie dann. »Ich werde verschwinden... Ich will nicht mehr in diesem Geisterhaus wohnen!« Schon drehte sie sich um und rannte hinaus.

»Madame Gris! So warten Sie doch!« Christopher hatte sich als erster gefaßt und rannte ihr nach. Mittlerweile hatte es aufgehört zu regnen. Ein heftiger Wind war aufgekommen.

Als Chris über die Stufen der Veranda lief, war die Frau bereits verschwunden. Die Dunkelheit schien sie verschluckt zu haben. Bourg rief ihr noch mal nach, aber er erhielt keine Antwort. Fröstelnd zog er die Schultern hoch und ging zu seinen Freunden zurück.

Albert und Antoine hatten Germaine in ein Zimmer im Erdgeschoß gebracht und auf ein Gästebett gelegt. Yvonne und Annabelle standen mit bleichen Gesichtern daneben.

Als Chris den Raum betrat, blickte Antoine ihn scharf an.

»Du konntest sie nicht einholen«, stellte er sachlich fest. »Das dachte ich mir.«

»Glaubt ihr denn, daß sie oder ihr Mann etwas damit zu tun haben?« Yvonne deutete auf die Tote.

»Möglich ist schließlich alles«, erwiderte Annabelle. »Jedenfalls ist es ziemlich seltsam, daß Monsieur Gris verschwand.«

»Hört auf!« rief Albert unerwartet laut. »Germaine ist tot. Keine Spekulation macht sie wieder lebendig... Laßt mich allein. Bitte!«

»Es tut mir leid«, sagte Chris leise. Er wußte, wie banal sich diese Worte anhörten, aber im Augenblick fiel ihm kein besserer Satz ein.

»Schon gut«, meinte Albert tonlos. »Geht jetzt!«

Gemeinsam verließen sie den Raum. Behutsam schloß Annabelle Ribault die Tür hinter sich. »Und jetzt?« fragte sie und blickte Christopher Bourg an. »Was geschieht jetzt? Chris, wir müssen etwas unternehmen! Wir können doch nicht einfach warten, bis sich unser Gegner sein nächstes Opfer ausgesucht hat . . .«

»Wir warten, bis es hell ist«, antwortete Chris ruhig. »Dann suchen wir das Hausmeisterehepaar. Anschließend versuchen wir die Insel zu verlassen.«

»Du willst also aufgeben?« fragte Antoine Tryon ungläubig.

Christopher nickte. »Vorerst ja. Wenn ich euch in Sicherheit weiß, werde ich auf die Insel zurückkehren - allein!«

Kommissar André Neville war in einer scheußlichen Verfassung, als sein Assistent Gallien das Büro betrat.

André Neville zog Bilanz, und das Resultat war verdammt entmutigend: Drei Tote, die auf unnatürlich-natürliche Weise gestorben waren! Hinzu kam noch die Sache mit Sir Randolph, der endlich einen Erfolg sehen wollte. Offensichtlich war der Alte durch die überwältigend positiven Resultate seiner hauptberuflichen Detektive verwöhnt, dachte Neville. Ein schwacher Trost war nur, daß auch die Computer im Crystal-Pressehaus nicht vorankamen.

Aber dennoch glaubte Neville in der vergangenen Nacht einen Schritt weitergekommen zu sein.

Er war Zeuge eines dieser "Herzversagen" geworden! Die erste wirkliche Spur zeichnete sich ab...

»Was starren Sie mich so an, Gallien?« rüffelte er seinen Assistenten.

Pradonet Gallien grinste und zuckte die Schultern. »Sie brüten doch etwas aus, Chef, nicht wahr?«

»Glauben Sie an die Existenz von Geistern?« fragte er ruhig, ohne Antwort zu geben.

»Das fragten Sie doch diesen Monsieur Bourg auch schon«, stellte Gallien fest. »Nun ja, meine Tochter liest Grusel-Krimis von Dan Shocker, sehr spannende Romane übrigens, aber ich zog nie die Möglichkeit in Betracht, daß es sowas tatsächlich gibt.« Nachdenklich kratzte er sich am Kinn.

»Hm«, brummte Kommissar Neville. »Aber setzen wir mal voraus, daß es sowas tatsächlich geben könnte: einen Geist. Wie könnten wir diesem Burschen wirkungsvoll beikommen?«

Gallien wurde ernst. »Das Testament«, überlegte er. »Alles scheint sich um das Testament dieses Monsieur Sorenteau zu drehen, mon Commissaire.«

»Vorausgesetzt, Raymond Sorenteau war das erste tatsächliche Opfer des Geistes. Allerdings dürfte es unmöglich sein, das festzustellen... Täglich sterben hier in Brest Leute an Herzversagen.«

»Dennoch könnte es ein Ansatzpunkt sein.« Gallien zupfte an seiner Krawatte. »Vielleicht trachtet einer der potentiellen Erben danach, sämtliche Konkurrenten auszuschalten.«

»Und dazu bedient er sich derart unkonventioneller Methoden?« Neville schüttelte bedächtig den Kopf. »Das klingt verdammt unwahrscheinlich, aber gerade deshalb wieder glaubwürdig. Hm, Gallien, ich schlage vor, daß wir uns mal mit diesem Rechtsanwalt Pierre La Gotte unterhalten. Wir müssen uns mal die Liste der anderen Erbberechtigten ansehen. Laut jener merkwürdigen Klausel, von der Bourg uns erzählte, scheint er ja nur dann zu erben, wenn er einen Monat auf dieser Insel verbringt. Die anderen erben nur, wenn Bourg vorzeitig zurückkehrt.«

»Dieser Aubert war dann also sozusagen ein Erbe zweiter Wahl?«

»Das war er, ja.« André Neville nickte und lehnte sich im Sessel zurück. »Dann sollten wir schnellstmöglich etwas unternehmen, mon Commissaire. Bourg muß noch fünf Tage auf seiner Insel verbringen. Angenommen, er hat mit den Morden nichts zu tun, was ich mittlerweile für sehr wahrscheinlich halte. Nehmen wir an, daß ein Erbe zweiter Wahl plant, sich in den Besitz des Sorenteauschen Vermögens zu bringen, dann veranlaßt dieser Erbe seinen Geistersklaven erst mal dazu, auch die anderen möglichen Erben zu beseitigen. Natürlich auch Bourg selbst. Alle sterben eines natürlichen Todes. An Herzversagen nämlich. Dem Auftraggeber des Geistes ist nichts nachzuweisen.«

Sekundenlang blickte Neville seinen Assistenten an. »Wenn das so ist, Pradonet...« Er setzte ab und schob seinen Kaugummi von der linken in die rechte Mundhälfte. »Vielleicht ergibt sich da etwas...« Er erhob sich und griff nach Hut und Mantel. »Gehen wir!«

Endlich graute der Morgen.

Fahles Licht dämmerte am Horizont und ergoß sich über die sanft bewegten Wogen des Meeres und die Insel.

Christopher Bourg wandte sich vom Fenster ab. Keiner von ihnen hatte in dieser Nacht ein Auge zugemacht. Ständig stand Germaines schreckliches Ende zwischen ihnen. Albert war immer noch bei ihr und hörte nicht auf, sich Vorwürfe zu machen.

»Zeit, etwas zu unternehmen«, meinte Chris und legte das belegte Brötchen, das Yvonne ihm gereicht hatte, zur Seite. Er hatte keinen Appetit.

Sie gingen hinüber zu Albert. Dumpf brütete er vor sich hin. Seine Rechte hielt Germaines Hand umschlossen.

»Albert«, sagte Chris sanft.

Der Angesprochene blickte auf. Seine Augen schienen zu brennen. Grenzenlose Trauer stand in ihnen geschrieben. Schweigend starre er den Freund an.

»Wir werden jetzt die Gris suchen und hinterher die Insel verlassen. Komm mit! «

Langsam schüttelte Albert Poinnot den Kopf. »Ich werde nicht mit euch kommen, Freunde. Mein Platz ist hier, bei Germaine. Sie - sie mußte sterben, weil ich geschlafen habe.«

»Selbstvorwürfe machen sie nicht mehr lebendig«, versetzte Annabelle hart. »Du wirst auch sterben, wenn du hier allein zurückbleibst. Komm mit uns! Hilf uns, Germaines Tod zu rächen!«

»Rächen«, echote Albert tonlos. »An wem wollt ihr euch denn rächen?«

»Spiel jetzt nicht verrückt, Alter, bitte! « sagte Chris. »Wir leben noch und wir brauchen dich!«

Albert Poinnot drehte seinen Kopf und blickte in Germaines bleiches Gesicht. Schließlich nickte er langsam. »Okay, Chris, vielleicht hast du recht. Womöglich ist mein Platz vorläufig doch bei dir und den anderen.« Schwerfällig erhob er sich, den Blick immer noch auf Germaines Gesicht gerichtet, dann wandte er sich ab. »Also gehen wir«, sagte er schroff.

Als sie etwa eine halbe Stunde unterwegs waren, lichtete sich der Wald ein wenig. Das verfilzte Unterholz wichen hohem, saftigem Gras.

»Nichts«, stellte Antoine fest. »Hier ist seit Jahren kein Mensch mehr gegangen.« Er drehte sich um die eigene Achse und hob die Hände.

»Dann müssen sie auf der anderen Seite der Insel sein«, sagte Chris. »Vielleicht bei den Klippen.« Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und blickte in die Gesichter seiner Gefährten.

»Kehren wir also um«, räumte Annabelle ein. Ohne die Reaktion der anderen abzuwarten, machte sie kehrt und ging den schmalen Weg, den sie gekommen waren, zurück.

Die anderen schlossen sich an, und bald lag der Wald hinter ihnen. Der Graswuchs wichen, je näher sie den Klippen kamen. Der Boden wurde felsig. Ganz deutlich war das Rauschen der Wogen zu hören. Das Meer war richtiggehend zu schmecken, so legte sich der salzige Wind auf die Lippen.

»Glaubst du, daß wir sie finden werden?« fragte Annabelle leise.

Chris antwortete nicht gleich. »Ich hoffe es wenigstens«, erwiderte er ausweichend.

Gleich darauf passierten sie den Rand der steil abfallenden Klippen. Albert sah den Fleck auf dem felsigen Boden zuerst.

»Blut«, stellte Christopher Bourg tonlos fest. Seine Hände zitterten. Er riß sich zusammen, aber das gelang ihm nur unter größten Mühen.

»Wessen Blut?« erkundigte sich Antoine sachlich. Er trat nahe an den Abgrund heran und starre in die Tiefe.

»Dort unten liegt jemand« sagte er, nachdem er sich geräuspert hatte, und zeigte hinunter.

Bourg nickte, denn dort unten lag tatsächlich jemand mit zerschmetterten Gliedern auf einer aus dem Meer ragenden Felsplatte. Madame Gris? Oder Monsieur Gris? Christopher wandte sich um und sah die maskenhaft verzerrten Gesichter seiner Freunde.

»He, was - was ist denn mit euch los? « fragte er verwirrt. Etwas stimmt doch nicht, dachte er wie elektrisiert.

Plötzlich wurde er den ekelhaften Eindruck nicht los, daß das da keine Menschen mehr waren, sondern Marionetten.

Chris wich einen Schritt vom Klippenrand zurück. Seine Nerven spannten sich. Deutlich spürte er, wie das Grauen seine Überlegungen zu überschwemmen drohte. Erregt hämmerte sein Herz gegen die Brust.

»So sagt doch etwas!« stieß er hervor. »Albert, Annabelle!«

»Deine Bemühungen sind vergeblich«, bekundete in diesem Augenblick eine dumpfe Stimme aus Antoine Tryons Mund - aber es handelte sich nicht um die Stimme des Freundes. »Wir werden dich jetzt vernichten, Christopher Bourg!«

»Mordkommission?« hauchte das hübsche Mädchen mit dem feuerroten Haar. Ihr Gesicht nahm unvermittelt eine gelbe Farbe an. »Aber - aber Dr. La Gotte... Ich meine... er ist nicht hier, Monsieur Neville.«

»Nun regen Sie sich nicht gleich auf, Mademoiselle«, sagte der UWA-Agent gutmütig. »Wir müssen mit Ihrem Chef sprechen, und zwar sofort. Es ist sehr wichtig. Wo hält er sich momentan auf? «

Sie zuckte die Schultern. »Nun, wahrscheinlich ist er zu Hause. Seit einigen Tagen fühlt er sich nicht besonders. Der Arzt empfahl ihm Bettruhe.«

»Bettruhe - aha. Geben Sie uns bitte seine Adresse?«

»Aber ja, natürlich. Bitte, warten Sie einen Moment.« Eilig ging die Rothaarige um ihren kleinen Schreibmaschinentisch herum. Neville warf nur einen kurzen Blick auf ihre Beine, dann räusperte er sich.

Merklich selbstsicherer kam die Rothaarige zurück. Sie schenkte Neville einen feurigen Blick und reichte ihm eine Karte. »Hier ist die Adresse, mon Commissaire«, hauchte sie.

Mit zwei Fingern tippte Neville an seinen Hut. »Danke, Mademoiselle.« Er nickte ihr zu und wandte sich zum Gehen. Da schien ihm noch etwas einzufallen. »Ach ja, Mademoiselle... Sie können uns bei Ihrem Chef anmelden. Rufen Sie ihn an und sagen Sie ihm, daß wir ihn gleich aufsuchen.«

Sie nickte.

»Bonsoir.« Kommissar Neville ging. Lautstark schloß er die Tür hinter sich, dann eilte er mit großen Schritten zum Lift.

Pradonet Gallien sah ihm entgegen. Als er seinen Chef erblickte, startete er den Motor des Peugeot. André Neville stieg ein und schlug die Tür zu. »Rue du Port«, sagte er knapp.

Gallien fuhr los. Geschickt fädelte er sich in den träge fließenden Verkehr ein.

»Er ist krank. Der Arzt hat ihm Bettruhe verordnet«, begann Neville schließlich, als er den fragenden Blick seines Assistenten bemerkte.

Pradonet Gallien nickte, scherte nach links aus und fuhr schneller. Mit eingeschalteter Sirene überholte er eine Wagenkolonne. »Hoffentlich hält er die entsprechenden Unterlagen zur Verfügung«, überlegte Gallien. Es wäre doch schade, wenn wir nachher noch mal ins Büro des Anwalts müßten - Zeitverlust!«

Fünfzehn Minuten später hatten sie ihr Ziel erreicht. Pierre La Gottes Haus war alt, groß und wuchtig. Ein kleiner verwilderter Park umgab es. Gewaltige Tannen schützten es vor allzu neugierigen Blicken.

»Warten Sie hier«, sagte Neville und stieg aus. Mit großen Schritten ging er zum Haus hinüber und klingelte. Augenblicklich ging der Türsummer, offenbar wurden sie erwartet.

Dr. La Gotte empfing ihn an der Haustür. »Guten Morgen, mon Commissaire«, sagte er freundlich.

»Guten Morgen«, erwiederte Neville mit gleicher Freundlichkeit. »Wir telefonierten kürzlich miteinander«, steuerte er direkt sein Ziel an.

»Ah ja, ich erinnere mich. Es betraf Monsieur Sorenteaus Testament und Monsieur Bourg.«

»Genau. Nun - ich will nicht unverschämt erscheinen, aber könnten wir diese Angelegenheit näher besprechen? Zwischen Tür und Angel ist das nicht so günstig.«

»Verzeihen Sie, mon Commissaire, treten Sie näher...« La Gotte verzog sein Gesicht. »Eigentlich sollte ich im Bett liegen, aber Sie können sich bestimmt vorstellen, wie schwer

das fällt«, plauderte er.

»Soso«, Neville gab sich interessiert.

Als sie sich schließlich in dem geräumigen Wohnzimmer gegenüber saßen, räusperte sich Dr. La Gotte. »Nun sagen Sie mir aber, was Sie auf dem Herzen haben, Kommissar. Machen Sie es nicht so spannend.«

Neville lehnte sich in dem bequemen Ledersessel zurück und nickte. »Ich will Sie nicht lange aufhalten, Monsieur La Gotte. Ich habe nur einige Fragen zum Testament des Raymond Sorenteaum.«

»Selbstverständlich bin ich bereit, Ihnen jede gewünschte Information zu geben, mon Commissaire.« Der Anwalt lächelte freundlich.

»Ich benötige die Namen der potentiellen Erbberechtigten für den Fall, daß Monsieur Bourg - aus welchen Gründen auch immer - die Bedingung seines Onkels nicht erfüllt.«

»Oh.« Nur dieser kurze Laut entfuhr dem Juristen.

»Sie sind überrascht, Monsieur La Gotte?« hakte Neville sofort nach.

»Nein, nicht gerade überrascht, nur...« Er erhob sich und ging zu seiner wohlsortierten Hausbar. Dort schenkte er sich einen Martini ein. »Darf ich Ihnen auch etwas anbieten?«

Ungeduldig schüttelte Neville den Kopf. Dieser La Gotte verbarg etwas vor ihm, und das machte er so geschickt, daß der UWA-Agent beschloß, auf der Hut zu sein. »Sie wollten mir etwas sagen, Monsieur La Gotte«, erinnerte er freundlich.

»Ach ja. Ich wollte Sie fragen, warum Sie diese Namen benötigen. Das interessiert mich.«

»Gestern wurde einer dieser Erbberechtigten ermordet, sein Name war Nicolas Aubert.«

»Ermordet«, echte der Rechtsanwalt sichtlich verstört. »Aber- aber das ist ja schrecklich!« Er trank einen hastigen Schluck, dann setzte er sich wieder. »Hören sie, mon Commissaire, und Sie - Sie glauben nun, daß es eine Parallele gäbe zwischen... - äh, dem Mord und den anderen Erbberechtigten?«

»So ungefähr«, stimmte André Neville zu. »Ich versuche, jede Möglichkeit in Betracht zu ziehen. Kann ich nun die Namen haben?«

»Natürlich.«

»Okay.« Neville zückte sein Notizbuch und einen Kugelschreiber. Auffordernd sah er den Anwalt an.

»Die Unterlagen befinden sich natürlich in meinem Büro«, erklärte Dr. La Gotte. »Aber glücklicherweise habe ich ein gutes Gedächtnis. Hier sind die Namen: Georges Bender, Isabell Bertrand, Marc Millaure und Philipp Carsac. Nicolas Aubert war der fünfte Erbberechtigte«, setzte er hinzu.

»Okay«, sagte Neville und erhob sich.

»Sie wollen schon wieder gehen?«

»Ich sagte doch, daß ich Sie nicht lange aufhalten werde, außerdem bin ich im Dienst.« Ernst sah er den Juristen an. »Ein Mordfall ist zu klären...«

»Natürlich«, meinte La Gotte und begleitete Neville zur Tür. »Soll ich die Erbberechtigten benachrichtigen?« fragte er. »Ich meine - sie sind doch in Gefahr, oder?«

Neville schüttelte den Kopf. »Wir werden mit ihnen sprechen, Monsieur La Gotte. Da können Sie sich auf uns verlassen.«

»Also gut, Kommissar, wie Sie meinen.«

André Neville nickte dem Anwalt noch mal zu, als er unvermittelt einen seltsamen Geruch registrierte... Er schnüffelte und fixierte den Anwalt. »Riechen Sie es nicht, Monsieur?« fragte er.

Verwundert schüttelte der Anwalt den Kopf. »Nein, Kommissar. Was soll ich denn riechen?«

Eine ganze Batterie von Alarmsirenen jaulte plötzlich in Nevilles Kopf, allerdings ließ er sich nichts anmerken. »Hm. Wahrscheinlich habe ich mich getäuscht«, erwiderte er leise und gab

sich einen Ruck. »So, nun muß ich aber gehen, Dr. La Gotte. Entschuldigen Sie die Störung.«

»Schon gut. Wie gesagt, ich stehe immer gern zu ihrer Verfügung.«

»Nett von Ihnen.« Neville, wandte sich um und ging. Hinter ihm schloß sich die Tür. Plötzlich schien der Anwalt es sehr eilig zu haben. Warum?

Und was war mit diesem penetranten Geruch? Es war derselbe Geruch, den er gestern abend wahrgenommen hatte, als dieser Aubert gestorben war...

Christopher Bourg taumelte nach links, stolperte, fand in letzter Sekunde sein Gleichgewicht wieder und begann zu laufen.

Die anderen waren überrascht. Sie reagierten nicht so schnell. Der junge Mann durchbrach den Halbkreis. Ohne sich nach ihnen umzusehen, hetzte er weiter. Er wußte, daß sie ihn verfolgten. Das waren nun nicht mehr seine Freunde, sondern willenlose Sklaven einer unheimlichen Macht.

Der Wald! Nur noch wenige Meter...

Geschafft! Das dämmrige Dickicht umfing ihn. Kleine Äste peitschten sein Gesicht. Ohne darauf zu achten, lief Chris Bourg weiter wie eine Maschine.

Zurück zum Haus, hämmerte es in seinem Kopf, und verstecken im Keller. Er rannte noch schneller und übersah die Luftwurzel. Hart schlug er zu Boden. Sekundenlang blieb Chris heftig atmend liegen.

Die Schritte verfolgten ihn immer noch hörbar. Unbeirrbar folgten sie seiner Fährte.

Mühsam raffte er sich auf. Den Schmerz im Bein beachtete er nicht.

Donner grollte in der Ferne, es begann zu regnen. Schnell war Chris durchnäßt bis auf die Haut. Als er das Haus sah, verharrete er lauschend. Kein Geräusch war mehr zu hören. Hatten die anderen die Verfolgung aufgegeben?

Chris atmete auf und ging vorsichtig weiter, immer darauf bedacht, in Deckung des ungestüm wuchernden Gestrüpps zu bleiben. Noch fünfzehn Meter bis zum Haus...

Christopher Bourg starre hinüber. Nichts wies darauf hin, daß ihn dort Geheimnisvolles bedrohte.

Er mußte es wagen! Zögernd löste er sich aus der Deckung des Gestrüpps und der Bäume. Geduckt rannte er zum Gebäude hinüber. Jedes Geräusch schluckte der Regen mit seinem unaufhörlichen Prasseln. Eine Ewigkeit schien es zu dauern, bis der Flüchtende die fünfzehn Meter hinter sich gebracht hatte.

Plötzlich fühlte er sich beobachtet...

Doch schon konnte er sich an das rauhe Holz der rückseitigen Hauswand pressen. Weiter! sagte er sich, umrundete das Haus und betrat es durch die Hintertür.

Schweiß perlte ihm in die Augen. Mit dem Handrücken wischte er ihn weg.

Unvermittelt ertönte ein Klicken. In der absoluten Stille klang es viel zu laut. Chris zuckte zusammen und blickte in die Richtung, aus der der Laut zu ihm gedrungen war.

Es war der Raum, in dem sie Germaine zurückgelassen hatten...

Langsam wurde die Tür aufgezogen.

André Neville erreichte mit keuchenden Lungen den Dienstwagen. Erstaunt blickte Gallien ihn an, sagte aber nichts.

»Los, Pradonet, fahren Sie den Wagen weg! Warten Sie an der nächsten Straßenecke auf mich! «

Gallien nickte und fuhr ab.

Sichernd blickte Neville sich um, dann rannte er los und umrundete das Haus des Anwalts. Im Schutz einiger hoher Sträucher kletterte er über den Zaun. Bei dieser Akrobatik zerriß er seine Gabardinehose. Neville fluchte unterdrückt und rannte zum Haus hinüber. Ein seltsames Gefühl erfaßte ihn. Hinter den Mauern dieses Hauses ging etwas vor...

Neville erreichte die Tür und drückte sich gegen das Mauerwerk. Einige Sekunden zögerte er noch, dann fingerte er den Dietrich aus der Manteltasche.

Drei Sekunden später schwang die Tür mit kaum vernehmbaren Knacken auf. So leise wie möglich trat Neville ein. Lauschend sah er sich um. Sein Blick fiel auf eine Tür, die er vorhin nicht bemerkt hatte - eine Tapetentür! Dahinter war es stockdunkel. Offensichtlich führte diese Tür in den Keller.

Magisch zog die offen stehende Tür den UWA-Agenten an. Seine Nerven waren angespannt. Er ahnte, daß er auf einer heißen Spur war.

Der Geruch, der ihm vorhin schon aufgefallen war, wurde intensiver: ein süßlicher, unerträglicher Geruch...

Leichengeruch!

Nevilles Atem beschleunigte sich. Es roch außerdem noch nach Schwefel und Moder.

Der Kommissar stieß die Tapetentür auf und stieg rasch, aber doch vorsichtig die steil abwärts führenden Stufen hinunter. Es wurde kalt und feucht.

Die Wände des schmalen Korridors waren roh behauen. Schimmelpilze hatten sich hie und da angesiedelt. Neville erreichte das Ende der Stufen. Hier unten herrschte eine seltsam anmutende, bläulich schimmernde Finsternis. Er konnte nicht viel sehen und bedauerte, seine Taschenlampe nicht mitgenommen zu haben.

Immer darauf bedacht, keine Geräusche zu verursachen, schlich er weiter. Wenig später erreichte er einen Quergang.

Da hörte er La Gottes Stimme.

Sie klang seltsam - beschwörend und doch befehlend!

Neville bog um eine Ecke im Korridor und sah im gleichen Moment den zuckenden Lichtschein einer Kerze, der bizarr gegen die schroffe Wand geworfen wurde. Genau gegenüber mußte ein Kellerraum liegen, in dem sich Rechtsanwalt Pierre La Gotte nun aufhielt. Seine Stimme war deutlich zu vernehmen. Sie klang heiser und erregt.

Doch plötzlich wurde La Gottes Stimme von einem gräßlichen Geräusch überlagert. Der Gestank wurde unerträglich.

Neville zuckte zusammen. Seine Hand umkrampfte die Waffe...

»Ich habe dich erwartet«, sagte da eine Stimme, die Christopher Bourg schon seit drei Jahren nicht mehr gehört hatte - die aber nur zu gut in seiner Erinnerung haftete. Es war die Stimme seines Onkels Raymond!

»Du scheinst überrascht zu sein, mein Junge«, versetzte die Stimme, und ein hämisches Kichern folgte. »Das erheitert mich. Gut so! Sehr gut! Das macht das Spiel interessant!«

»Welches Spiel?« flüsterte Christopher zurückweichend. Dabei ließ er die Tür nicht aus den Augen. Wie gebannt saugten sich seine Blicke dort fest.

»Das Spiel, das ich mit dir spiele. Mein Herr befahl, und ich gehorche!« Jetzt klang die Stimme plötzlich anders: dumpf, grollend.

Chris verstand. Das Wesen, das mit ihm sprach, hatte die Stimme seines Onkels perfekt imitiert. Sein Gegner wollte ihn schockieren, nervlich zerstören, ehe er zum letzten, tödlichen Schlag ausholte.

Hinter Chris' Stirn jagten sich die Gedanken. Er besaß keine Waffe, mit der er einem unsichtbaren Wesen hätte beikommen können. Aber er gab nicht auf. Langsam zog er sich

in den Korridor zurück, der zur Bibliothek führte.

In diesem Moment schwang die Tür vollends auf, und Germaine trat heraus. Ihre Bewegungen waren marionettenhaft.

»Germaine!« stieß Chris hervor. Das Grauen griff nach ihm, als er in ihr lebloses, bleiches Gesicht blickte. »Nein!«

Sie fixierte ihn aus starren Augen. »Ich werde dich vernichten«, sagte sie mit harter, unpersönlicher Stimme und setzte sich in Bewegung.

Chris warf sich herum. Hinter ihm gellte hämisches, triumphierendes Lachen, das in den Ohren hallte. Bourg erreichte die Tür der Bibliothek im gleichen Augenblick, als Germaine ihn erreichte.

Ihre Hände krallten sich in den Stoff seiner Jacke und warfen ihn mühelos herum. Chris wollte sich zur Wehr setzen, aber seine Kräfte waren zu schwach. Germaine hielt ihn in tödlicher Umklammerung. Schon wurde ihm die Luft knapp. Der Druck, der auf seiner Brust lastete, wurde schlimmer. Der junge Mann röchelte. Vor seinen weit aufgerissenen Augen tanzten grelle Farbpunkte.

»Nein!« keuchte er. Mit letzter Kraft ruckte er herum. Von dieser Bewegung wurde Germaine überrascht und herumgewirbelt. Für einen Sekundenbruchteil lockerte sich ihr Zugriff. Chris raffte sich auf.

Und dann registrierte er die wispernde Stimme in seinem Kopf. »Du mußt in die Bibliothek, Chris. Die Bibel der Bruderschaft der Schwarzen Rose... «

Ein neuer, teuflischer Scherz des Geistwesens?

»Ich bin es, Chris, Francois... Francois! « Immer wieder hallte der Name durch sein Gehirn.

Unentschlossen warf Christopher Bourg einen scheuen Blick auf die leblos liegende Germaine. Der Geist, der in sie gefahren war, schien sie verlassen zu haben.

Irgendwo erklang ein leises Kichern.

»Dein Freund kann dir nicht helfen, Christopher Bourg!« sagte die dumpfe Geisterstimme.
»Er ist zu schwach, um die Mauern der jenseitigen Sphäre zu sprengen . . «

»Die Bibliothek... Die Bibel... « Wieder versagte die wispernde Stimme in Christophers Kopf. Aber jetzt zögerte er nicht mehr. Schon öffnete er die Tür, die in die Bibliothek führte, und tastete sich vorwärts. Auch hier war es stockfinster. Drei Schritte, vier Schritte.. Chris konzentrierte sich. Francois, dachte er intensiv, Francois Dutrone! Was soll mit der Bibel geschehen? Hilf mir!

Aber nun erfolgte keine Antwort mehr.

Dann sah Chris das Augenpaar. Blutrot leuchtete es im Dunkeln!

André Neville hielt es nicht mehr aus.

Das Wimmern und Heulen war verstummt. Nun herrschte wieder die unheimliche Stille, die an seinen Nerven zu zerren begann.

Neville zog seine Beretta und schob sich vorsichtig, Zentimeter für Zentimeter vorwärts. Schließlich konnte er in den Keller blicken. La Gotte saß steif, in völliger Konzentration an einem runden Tisch, auf dem eine schwarze Kerze leuchtete.

Und vor dem Anwalt...

André Neville riß die Augen auf. Also handelte es sich doch um einen Fall für die UWA und nicht für die französische Kriminalpolizei! Vor La Gotte schwebte ein blutrotes Augenpaar in der Finsternis. Da erklang auch schon die Stimme: »Ich habe versagt, Herr! Ich werde schwächer... Meine Präsenz in der diesseitigen Sphäre ist gefährdet. Ich kann nicht mehr an zwei Orten zugleich sein... Herr, hilf mir!«

Ein Stromstoß schien durch La Gottes Körper zu fahren. Er richtete sich auf, hob beide Hände über die Flamme der schwarzen Kerze. »Ich werde dir helfen, Arzawan - ein letztes

Mal. Solltest du wieder versagen, dann... « La Gotte ließ seine Drohung unausgesprochen. Langsam erhob er sich und umrundete den Tisch.

Neville kniff seine Augen zusammen. La Gotte kam mit einem ziemlich dicken Buch zurück und begann zu blättern. Unnatürlich laut klang das Rascheln des Pergaments in Nevilles Ohren. Noch zögerte der UWA-Detektiv. Wie standen seine Chancen gegen den Unbekannten? Er mußte es darauf ankommen lassen.

»Na, Sie scheinen sich ja prächtig erholt zu haben, Monsieur La Gotte«, sagte Neville laut und löste den Sicherungsbügel seiner Pistole. Es knackte. La Gotte fuhr herum. Vor Schreck und Haß verzerrte sich sein Gesicht.

»Sie...«, stieß er ungläubig hervor.

»Ja, ich«, nickte Neville betont lässig und hob den Lauf. »Eine Bewegung, und ich sehe mich gezwungen, zu schießen. Sicher verstehen Sie, daß ich das nur ungern tue...«

»Kommissar, ich - ich kann Ihnen alles erklären«, versuchte La Gotte den UWA-Agenten hinzuhalten.

»Vernichten Sie Ihr Ungeheuer!« verlangte Neville unbeeindruckt.

Arzawan knurrte. Die roten Augen flackerten und schienen größer zu werden. Neville spürte, wie Kälte in seinen Körper drang.

»Tun Sie, was ich Ihnen sage«, preßte er heraus.

»Niemals!« geiferte La Gotte und ließ sich fallen.

Gleichzeitig reagierte der UWA-Agent. Ein Schuß hallte auf, verfehlte La Gotte jedoch, und das Projektil surrte als Querschläger durch den Raum.

Da griff La Gotte an und entwand Neville die Pistole. Die Waffe fiel zu Boden, der Anwalt kickte sie weg.

»Arzawan! Herbei! Hilf deinem Herrn!« La Gottes Stimme überschlug sich. Er würgte Neville, aber er wußte, daß er gegen den trainierten Kommissar keine Chance hatte.

»Ich - ich kann dir nicht helfen, Herr. Ich bin... zu schwach!« grollte der Geistersklave.

Eine Sekunde war La Gotte abgelenkt. Dieser Augenblick genügte Neville. Ehe der Anwalt etwas unternehmen konnte, hatte Neville ihm bereits die Rechte gezielt gegen die Kinnspitze geknallt. Das war zuviel... La Gotte verdrehte die Augen, dann ging er zu Boden.

Jetzt erst konnte Neville sich Arzawan widmen. Noch immer flackerte das Augenpaar in der Dämmerung, aber das Flackern wurde schwächer. War Arzawan dem UWA-Detektiv machtlos ausgeliefert?

Da lastete unvermittelt ein Zentnergewicht auf Nevilles Brust. Das Atmen fiel ihm schwer. Sein Gesicht lief krebsrot an. Schweiß perlte auf seiner Stirn. Hatte er den Geist unterschätzt?

Christopher setzte alles auf eine Karte. Er warf sich vorwärts, direkt in die gräßlichen, blutroten Augen hinein. Sekundenlang schien er in einen endlos tiefen Schacht zu stürzen...

Eisige Kälte hüllte ihn ein und machte ein regelmäßiges Atmen unmöglich... Dann, unerwartet, war es vorbei. Die Realität hatte ihn wieder.

Chris landete auf dem Boden, rollte geschickt über die Schultern ab und kam wieder auf die Beine. Noch immer steckte die Kälte in ihm, aber er wußte, daß er einen Sieg errungen hatte. Aufkeuchend blickte er sich um. Die Augen waren verschwunden!

Vorsichtig tastete er sich nach vorn. Hier mußte irgendwo der Schreibtisch sein. Diese verdammte Finsternis!

»Du bist geschickt, Christopher Bourg«, sagte die Geisterstimme in diesem Augenblick.

»Danke für die Blumen«, erwiederte Chris höhnisch. Er wandte sich um und starnte in die Dunkelheit.

»Warum machst du nicht endlich Schluß?« schrie er. »Du hast mich doch! Worauf wartest du denn?«

»Ich genieße es, mit dir zu spielen«, lautete die Antwort. Ein undefinierbares Kichern folgte. Christophers Finger ertasteten den Schreibtisch: Das Buch! Die Bibel der Bruderschaft der Schwarzen Rose! Ein Kribbeln durchlief seinen Körper.

Gleichzeitig flammte im Kamin der Bibliothek ein grelles Feuer auf. Chris zuckte zurück. Die Bibel hielt er an sich gepreßt. In seinem Kopf war wieder die eindringliche Stimme des Freundes Francois zu hören: Vernichte die Bibel! Schnell! Meine Macht ist nicht sehr groß! Arzawan ist viel mächtiger!

Chris schleuderte das Buch in das aufflackernde Feuer. Gierig schlügen die Flammen darüber zusammen. Häßliches Prasseln wurde laut.

Plötzlich gellte ein unheimlicher Schrei.

»Neiiin!« In verzweifeltem Gurgeln brach der Laut ab.

Aber noch war es nicht vorbei. Chris spürte den Druck auf seiner Brust. Es war das gleiche Gefühl, das André Neville in diesem Augenblick spürte. Arzawan wollte zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen

Christopher wand und schlug um sich. Da vernahm er wieder Francois' Stimme: Halte aus, Freund! Halte aus! Bete!

Mühsam kamen Worte über Bourgs Lippen. Die geisterhaften Flammen im Kamin züngelten noch höher. Asche segelte hoch - die Bibel war verzehrt...

Da versiegte der Druck auf Chris' Brust. Ein Wimmern war zu hören, dann folgten dumpfe Schläge, die leiser wurden. Herzschläge? Dann Stille...

Wie ein gefällter Baum stürzte Chris zu Boden.

Als er erwachte, blickte er in die starren Gesichter seiner Gefährten.

André Neville fühlte sich in diesen Sekunden wie eine Marionette. Wie in Trance bewegte er sich. Sein Ziel war das Buch auf dem Tisch vor ihm. Der UWA-Detektiv spürte, daß es mit dem schwarzen Buch eine besondere Bewandtnis hatte.

Er erreichte den Tisch, die Hände streckten sich aus, ergriffen die zweite Bibel und rissen sie an sich.

»Vernichten Sie dieses Buch, mon Commissaire!« ertönte direkt in seinem Kopf eine schrille Stimme. »Vernichten Sie es, ehe Arzawan Sie vernichtet!«

Neville keuchte. Er kannte diese Art geistiger Kontaktaufnahme. Gegenwärtig wurden immer wieder UWA-Agenten aus dem Jenseits von der Dämonentochter Lavinia kontaktiert, die dem Erzfeind der UWA, dem Dämon Razcytan, den Vernichtungskampf angesagt hatte. Aber dies hier war kein Fall, in den dieser gefährliche Urdämon verwickelt war. Aber es war auch nicht Lavinia, die Neville kontaktierte.

»Hören Sie auf mich, Kommissar«, wurde die Stimme beschwörend. »Ich bin Francois Dutrone. Ich will Ihnen helfen! Ich muß mich an jenen rächen, die mich getötet haben, sonst finde ich im Jenseits keine Ruhe!«

Das leuchtete Neville ein. Er reagierte sofort und hielt das Buch über die Kerzenflamme. Sofort ging es in Flammen auf.

»Arzawan ist vertrieben! Er wird nie mehr wiederkehren können!« sagte Francois Dutrone, und seine Geisterstimme klang zufrieden. »Sie haben es geschafft, mon Commissaire - so, wie Chris es geschafft hat! Ich werde schwächer... Meine Rache ist vollbracht. Helfen Sie Chris! Er ist immer noch in Gefahr! Helfen Sie ihm...« die Stimme verstummte.

Neville lauschte noch einige Sekunden in sich hinein, dann schüttelte er den Kopf. »Donnerwetter«, murmelte er.

Er bückte sich und schüttelte den bewußtlosen Anwalt. Nur zögernd kam der Mann in die Realität zurück.

»Na los, spielen Sie hier nicht die Primaballerina! Ich habe noch zu tun... Hoch mit Ihnen!« Scheinbar mühelos zog André Neville den Juristen hoch und stellte ihn auf die Beine. »Hiermit verhafte ich Sie, Monsieur La Gotte«, murmelte Neville und ließ die Handschelle einrasten.

»Freuen Sie sich nicht zu früh«, erwiderte La Gotte. Offensichtlich hatte er sich schon wieder vom Schock der Niederlage erholt. Um seine Mundwinkel lag ein süffisantes Grinsen. »Sie wissen hoffentlich, daß Sie mir nichts beweisen können. Ich werde ziemlich schnell wieder frei sein! Außerdem zeige ich Sie wegen Hausfriedensbruch und Körperverletzung an, Sie... «

Ungerührt unterbrach Neville ihn. »Donnerwetter, Sie geben wohl nie auf, was?« Mitleidig schüttelte er den Kopf. »Nun ja, wir werden sehen, wer dieses Spiel gewinnt. «

Ohne La Gottes Reaktion abzuwarten, zerrte Neville ihn hinter sich her. Er wollte endlich wieder frische Luft in die Lungen pumpen. Hier unten stank es ihm zu stark.

Pradonet Galliens Augen wurden rund und groß wie Tennisbälle. »Aber Chef, das ist doch...«, brachte er hervor.

»Genau das ist er«, versetzte Neville und grinste jungenhaft. »Verständigen Sie das Hauptquartier! Sie sollen jemand schicken, der Sie und diesen feinen Herrn hier abholt. «

»Ja, sofort, aber...«

Es war das erste Mal, daß Gallien eine unnötige Frage stellte. Neville registrierte dies mit unwilligem Hochziehen der Augenbrauen. »Nun stellen Sie mir keine Fragen, Gallien«, reagierte er ungehalten. »Ich habe es eilig. Ach ja -ein Helikopter soll mich am Hafen aufnehmen. Unser Freund Bourg schwebt in Lebensgefahr. Ich muß schleunigst etwas unternehmen. «

Gallien rief die Zentrale und gab alles durch. Dann stieg er aus dem Dienstwagen. »Bourg ist tatsächlich in Lebensgefahr? « fragte er dann.

»Hören Sie neuerdings schlecht?« fauchte Neville.

»Nein, mon Commissaire. Aber - ich meine - der da hat doch sicher nicht geplaudert. Woher wissen Sie also, daß Bourg...«

»Von einem guten Geist weiß ich es«, erwiderte André Neville und zwängte sich hinter das Lenkrad. Dann fuhr er mit heftig radierenden Rädern an.

Gallien zuckte die Schultern, dann wandte er sich La Gotte zu.

Was war passiert? Annabelle Ribault versuchte die Lider zu heben. Es fiel ihr unsagbar schwer. Zentnergewichte schienen daran befestigt zu sein. Dann kam plötzlich die Erinnerung an die eiskalte, wispernde Stimme, die ihren Willen unterjocht und ihr Handeln unter Kontrolle genommen hatte... Widerstand war unmöglich gewesen...

Annabelle öffnete die Augen. Mit einer Hand stützte sie sich vom Boden auf und blickte sich um. Albert Poinnot lag direkt neben ihr, schwer atmend, Yvonne und Antoine etwas abseits. Und Chris? Wo war er? Eisiger Schrecken fuhr in ihre Glieder.

Sie raffte sich auf, strich ihre schweißverklebten Haare aus dem Gesicht und versuchte sich an das Geschehene zu erinnern. Es gelang ihr nicht, aber eine schreckliche Ahnung befiehl sie.

Torkelnd stand Annabelle auf, humpelte einige Schritte und blickte sich um. Chris blieb verschwunden. Was war passiert?

In diesem Augenblick erhob sich Albert Poinnot mit gewaltigem Schnaufen. Er massierte seinen Bart. »Oh, mein Schädel«, murmelte er und betastete seinen Kopf.

Auch Yvonne und Antoine kamen gerade zu sich. Verständnislos starnten sie sich an.

»Chris ist verschwunden«, sagte Annabelle leise.

Die Freunde sahen sich an. Nur schwer fanden sie in die Realität zurück.

»Der Geist«, murmelte Yvonne bedrückt. »Er spielte uns gegen Chris aus. Ich erinnere mich ganz schwach. Wir - wir wollten Chris töten, und er flüchtete vor uns...!«

»Mein Gott«, entfuhr es Annabelle.

»Wenn er zum Haus zurückgerannt ist...« Sie preßte die Zähne zusammen. Mit einer fahriegen Bewegung fuhr sie sich über die nasse Stirn. »Wir müssen dorthin«, erklärte sie.

»Weißt du, was du da von uns verlangst?« fragte Antoine düster.

Sie nickte stumm, aber es gab keine andere Lösung für sie. Hoffentlich hatte der Geist Chris nicht längst getötet...

»Wir müssen es riskieren«, sagte sie einfach. »Wenn ihr nicht mitkommen wollt, dann...«

»Natürlich kommen wir mit«, polterte Albert und legte seine Hand auf ihre Schulter. »Ich hoffe nur, wir erleben keine unliebsame Überraschung. Verdammmt, ich mag Chris gern und...« Er senkte den Kopf und ging voran, die anderen folgten ihm.

Schweigend hasteten sie durch das Unterholz.

Zehn Minuten später erreichten sie das Haus. In die drückende Stille mischten sich plötzlich Geräusche eines Kampfes auf Leben und Tod... dann folgte ein Schrei...

Annabelle stand erstarrt. Nur mühsam unterdrückte sie den Impuls, einfach davonzulaufen. Ein rascher Seitenblick zeigte ihr deutlich, daß die anderen ebenso fühlen.

»Wir sind verloren«, flüsterte Antoine. »Wenn wir da hineingehen, werden wir... «

»Ach, sei endlich still mit dem Unken«, unterbrach Albert ihn heftig. Vielleicht kämpft Chris dort drin um sein Leben. Was also reden wir noch?« Schon stürmte er auf das Haus zu. Erst als er die Veranda erreichte, hatte Annabelle sich gefangen. »Er hat recht«, sagte sie hart und folgte Albert. Sie hörte noch, daß Antoine zu Yvonne sagte: »Die rennen in den sicheren Tod!«

»Auf dieser Insel ist der Tod allgegenwärtig, Antoine«, erwiederte Yvonne mit spröder Stimme. »Hast du das noch nicht begriffen, mon Amour? «

Annabelle betrat das Haus. Ein muffiger Geruch schlug ihr entgegen. Albert stand einige Meter vor ihr und lauschte. Als er sie bemerkte, drehte er sich um. »Hast du es auch gehört?« flüsterte er.

Sie schüttelte den Kopf.

»Ein Wimmern und Stöhnen... Es krampfte mir das Herz zusammen. Wenn ich mir vorstelle...«

Ein Zittern durchlief Annabelle, als sie schließlich vor der Tür zur Bibliothek stand. Gestank schlug ihr entgegen. Sie legte die Hand auf die Klinke. Noch mal zögerte sie sekundenlang, dann drückte sie die Klinke nieder. Sie war auf das Schlimmste gefaßt, wußte aber nicht, wie sie reagieren würde, falls sie nur noch Chris' Leiche fand - getötet von einem Wesen, das keine Barmherzigkeit kannte...

Die Tür schwang auf.

Er starnte in die bleichen Gesichter seiner Gefährten und spürte die Angst in seiner Brust. Nun war er verloren. Er hatte den Geist nicht wirklich besiegt. Ein Teil von ihm saß noch immer in seinen Freunden. Sie kamen also, um ihm den Rest zu geben. Er würde sich nicht wehren...

»Chris - o Chris! Ich bin so froh, daß du lebst«, flüsterte Annabelle in diesem Moment, erwachte aus ihrer Starre und kam näher. Dann hing sie an seinem Hals. Tränen schimmerten in ihren Augen.

Eine unsichtbare Faust schien auf seinem Kehlkopf zu liegen. Noch immer wollte er nicht glauben, daß alles vorüber sein sollte. Aber es war Wirklichkeit. Jetzt bewegten sich auch Yvonne, Albert und Antoine auf ihn zu. Albert kam heran und umarmte Chris und Annabelle. »Mann, ich hätte eigentlich kaum zu hoffen gewagt, dich noch mal lebendig wiederzusehen.«

Verstohlen wischte er sich eine Träne aus den Augen.

»Wißt ihr was - jetzt kann ich einen Drink vertragen«, sagte er todernst, drehte sich um und prallte gegen eine unsichtbare Mauer!

Nur wenige Meter von ihm entfernt stand Madame Gris. In ihren Händen hielt sie eine Schrotflinte und zielte auf die Freunde. In ihren Augen lag kaltes Glimmen.

Sanft schob Christopher Annabelle zur Seite. »Was soll das bedeuten, Madame?« fragte er scharf. »Nehmen Sie das Gewehr weg! «

Bedächtig schüttelte die Frau ihren Kopf. »Nein, Monsieur Bourg, das werde ich nicht tun. Ich habe meine Befehle, und die werde ich strikt befolgen. Glauben Sie etwa, ich hätte so viel gewagt, nur um letztlich das Spiel doch zu verlieren? Es geht um sehr viel Geld! Wegen dieses Geldes mußte ich meinen Mann umbringen. Der Narr bekam Gewissensbisse und wollte alles verraten... Sie sehen also, daß es für mich keine Alternative gibt. Sie werden ebenfalls sterben, wie Dr. La Gotte es plante! Da Arzawan seine Aufgabe nicht meistern konnte, werde ich es eben tun...« Sie lächelte schmal und unbeteiligt. »Anschließend werden wir erben.« .

»La Gotte ist also der Initiator dieses teuflischen Spieles«, stellte Christopher Bourg bitter fest. »Aber wieso? Er hat doch überhaupt keine Chance, auch nur einen Centime zu erben! «

»Oh, Monsieur La Gotte ist ein sehr intelligenter Mann«, widersprach Madame Gris. »Er sorgt dafür, daß wir das Geld Ihres Onkels bekommen, verlassen Sie sich darauf! «

»Das werde ich nicht zulassen«, flüsterte Chris.

Madame Gris hob ihre Waffe. »Spielen Sie hier nicht den Helden, Monsieur Bourg! Eine verdächtige Bewegung von Ihnen, und ich schieße!«

»Sie wollen uns also umbringen«, stellte Albert Poinnot ruhig fest. Er fixierte die unheimliche Gegnerin. »Und dann werden Sie uns vermutlich irgendwo verscharren, unten im Keller vielleicht - und das alles nur dieses dreckigen Geldes wegen? «

»Schweigen Sie!« Madame Gris war außer sich. Ihre Wangen röteten sich. »Ich muß es tun... Es ist meine einzige Chance!«

Da handelte Christopher und stürzte vor. Madame Gris zuckte herum und riß das Gewehr hoch. Zum Abdrücken kam sie jedoch nicht. Chris hatte sie bereits erreicht und schlug ihr die schwere Waffe aus den Händen.

»Das werden Sie bereuen«, zischte die Hausmeisterin, warf sich auf die Waffe, bekam sie zu fassen und wälzte sich herum.

Doch ehe sie abdrücken konnte, sagte eine ruhige, beinahe belustigt klingende Stimme hinter ihr: »Waffe weg, Madame. Mord vor den Augen der Polizei... Das macht sich nicht sehr gut! «

Madame Gris erstarrte. Dann endlich hob sie ihren Blick und schaute in Kommissar Nevilles Gesicht.

André Neville nickte gutmütig. »So ist es in Ordnung, Madame.« Er lächelte, bückte sich und nahm die Schrotflinte an sich. »Sie haben verloren! Ihr Spiel ist aus - das von La Gotte übrigens auch! Der ist bereits hinter Gittern. Nun seien Sie eine gute Verliererin, ja?«

Madame Gris schwieg.

»Keine Antwort ist auch eine Antwort«, bemerkte André Neville philosophisch und ließ die Handschelle einrasten.

Einige Tage später. . .

Chris starnte auf das einfache Holzkreuz, auf dem Francois Dutrones Name eingearbeitet war. Seine Gefühle waren in Aufruhr. Wieder mußte er an den unheimlichen Zweikampf denken - und an Francois' wispernde Stimme. Zweifellos hatte Francois ihn gerettet, und jetzt stand Chris an seinem Grab. Der junge Fotograf preßte Annabelle fester an sich, dann wandten sie sich ab.

Sie verließen den kleinen Landfriedhof durch eine Pforte, die mit wilden Rosen überwuchert war.

Erst dann sahen sie den unersetzen Mann, der ihnen entgegen kam, die Hände tief in den Manteltaschen vergraben.

»Kommissar Neville«, murmelte Chris. »Was will der denn noch?«

»Hallo«, begrüßte der UWA-Agent die beiden. »Da sind Sie ja.« Er räusperte sich und gab erst Annabelle, dann auch Chris die Hand. »Ich bin gekommen, um Ihnen zu Ihrem Erbe zu gratulieren!«

Bourg winkte ab. »Ich habe die Bedingung meines Onkels nicht erfüllt, das wissen Sie genau, Kommissar. Ein paar Tage fehlten...«

»Da muß ich Sie berichtigen, Monsieur Bourg«, meinte Neville zuvorkommend, und ein seltsames Grinsen spielte um seine Mundwinkel. »Nun ja, schließlich wissen Sie ja noch nicht alles. Setzen wir uns.« Er deutete auf eine Bank. »Das wird jetzt eine längere Rede...« Er seufzte und nahm Platz. Als die andern seinem Beispiel gefolgt waren, begann er gedeckt: »Die Sachlage ist so: La Gotte setzte ein Testament auf, in dem er zum Universalerben des Sorenteau-Vermögens ernannt wurde. Dann, nachdem er seinen Geistersklaven Arzawan vollkommen beherrschte, ließ er Sorenteau von ihm töten. La Gotte plante alles genau. Er ist ein vorsichtiger Mann, der nichts riskiert. Da er vermutete, daß Sie dieses Testament, das ihn zum Millionär machte, anfechten würden, setzte er ein zweites Testament auf, jenes Schriftstück, das Sie zum Universalerben bestimmte - vorausgesetzt Sie erfüllten die Bedingung, einen Monat auf der Ille d' Vengeance zu verbringen. Dort wollte er Sie von Arzawan ermorden und verschwinden lassen.

Als Arzawan seinem Herrn meldete, daß Sie planten, den Parapsychologen Dutrone mitzunehmen, wurde La Gotte nervös. Da er eine Gefahr für Arzawan sah, ließ er Francois Dutrone ermorden. Wie gesagt - La Gotte wollte kein Risiko eingehen, dabei dürfte gerade dieser Mord sein größter Fehler gewesen sein... Wahrscheinlich hätte der Anwalt nämlich sein Ziel erreicht, wenn Dutrone uns nicht geholfen hätte.

La Gotte beging noch einen Fehler: Er ließ Nicolas Aubert - das war einer der Erben zweiten Grades, die La Gotte der Form halber ebenfalls in das Testament eingesetzt hatte - töten. Wahrscheinlich deshalb, weil Aubert auch erben wollte. Er dürfte es gewesen sein, der Ihnen die beiden Gangster, deren Leichen wir in jener Höhle bei den Klippen fanden, auf den Hals hetzte, um Sie von der Insel zu vertreiben. Arzawan wachte über die Pläne seines verbrecherischen Herrn, und so mußte auch Aubert sterben - vor meinen Augen, was mich schließlich auf seine Spur brachte.

Madame Gris und Monsieur Gris waren La Gottes Komplizen. Nachdem Monsieur Gris Gewissensbisse bekam, wurde auch er skrupellos ermordet.«

André Neville räusperte sich. »Ich will mich kürzer fassen. Einen Teil dessen, was ich eben erzählte, hat der gute La Gotte gestanden. Den anderen Teil mußte ich mir zusammenreimen. Die Verhandlung muß ergeben, wie dieser Fall abgeschlossen wird.

Das Interessanteste für Sie ist aber folgendes: In einem Geheimtresor in La Gottes Haus fanden wir ein weiteres Testament, an dessen Echtheit überhaupt kein Zweifel besteht. Hierbei handelte es sich um das echte Testament Ihres Onkels, eine Urkunde, in der sie zum Universalerben des Vermögens ernannt werden - ohne jegliche Bedingungen!«

Christopher holte tief Luft. Er brachte kein Wort hervor und starnte den Kommissar nur an.

»Natürlich versteh ich, daß Sie überrascht sind«, räumte André Neville ein. »Aber ich würde - ohne neugierig erscheinen zu wollen - doch gern wissen, was Sie mit Ihrem Reichtum jetzt anfangen werden...«

»Ich...« Christopher Bourg schluckte, um den Kloß in seiner Kehle los zu werden. »Diese Frage kann ich Ihnen nicht definitiv beantworten, das müssen Sie verstehen«, sagte er mit rauher Stimme. »Aber ich werde dieses Geld nicht für mich behalten, da klebt zuviel Blut dran... Wahrscheinlich stelle ich es wohltätigen Zwecken zur Verfügung.« Chris sah Annabelle an.

Sie lächelte und war ganz seiner Meinung: »Wir brauchen dieses Geld nicht, mon Commissaire. Wir sind glücklich miteinander und mit dem Leben, das wir führen. Da gibt es

Höhen und Tiefen, und doch ist es schön. Verstehen Sie, was ich meine? «

Neville nickte und strich sich über die Stirn. »Überlegen Sie es sich trotzdem noch mal«, riet er väterlich und reichte den beiden jungen Leuten die Hand.

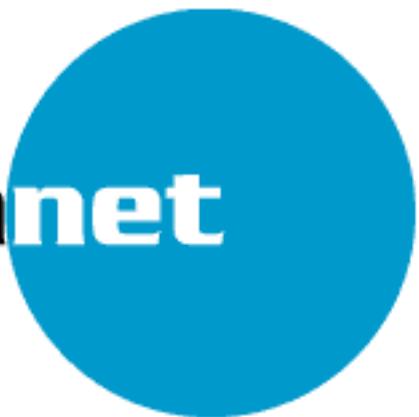
»Da gibt es nichts mehr zu überlegen, mon Commissaire. Unser Entschluß steht fest. Unverrückbar. Außerdem glaube ich, daß es ein guter Entschluß ist.«

»Ja, ich finde, das ist es wirklich«, erwiderte Neville leise und lächelte. Dann wandte er sich ab und ging zu seinem Dienstwagen, den er auf der anderen Straßenseite abgestellt hatte. Schließlich mußte er heute noch nach London telefonieren und Sir Randolph über die letzten Ereignisse informieren.

Die Wolkendecke über dem Friedhof lichtete sich, und die Sonne brach durch.

ENDE

©opyright 2001 by
readersplanet



*Viele weitere deutschsprachige ebooks aus den Bereichen
Science Fiction, Erotik, Krimi, Western, Action, Horror,
Fantasy, Jugend- und Sachbuch finden Sie im Internet unter
www.readersplanet.de*